

Portrait



Fadi Mhawesch spielt Theater, verweigert den Kriegsdienst und findet Überlebensstrategien in kalten Ländern.

►► Seite 3

Freiräume



Der öffentliche Raum von der Antike bis heute, neue Plätze, alte Denkmäler und ein Haus der Träume.

►► Seiten 4–10

Kultur



Freiburg spricht vielsprachig, sammelt Erinnerungen, Deduschka kommt in die Schule und ein Schmetterling migriert. InTipps

►► Seiten 11–13

Im Ausland integriert



Der Freiburger Emil Günnel lebt seit vier Jahren in unserer nicaraguanischen Partnerstadt Wiwilli.

►► Seite 15



▲ Urbanes Wohlfühlambiente ohne Gebührenordnung

Foto: kwasibanane

Avrial Spazio pubblico Freiräume Kamusal alan
 Espace de Liberté 外 Public open space Espacio público أماكن عامة
 Deverên azad Közterület суспільний простір გახსნილი სფერო

Schon lange wussten wir, welchen Schwerpunkt diese Nummer haben soll, doch wir suchten verzweifelt nach einem Titel. Für *Öffentlicher Raum* gibt es z.B. auf Japanisch und Romanes keine passende Übersetzung, am ehesten vielleicht *Draußen* – das Gegenteil zum inneren privaten Raum (S.10). »Es gibt keine Freiheit mehr im öffentlichen Raum, durch Handys, Kameras etc. wird der Mensch beobachtet und kontrolliert, die Idylle ist zu einer Illusion geworden«, antwortete ein Autor, den wir um eine

Übersetzung in seine Muttersprachen Jenisch und Romanes gebeten haben. Eine Georgierin schlug als Titel *Betretten nicht verboten!* vor. Für in totalitären Gesellschaften aufgewachsene Menschen sind mit *Öffentlicher Raum* vor allem Verbote und Anweisungen verbunden. Der Begriff klingt überall dort, wo *öffentliches Leben* von oben bestimmt wird, zu amtlich. Nicht aber für die ukrainische Kollegin – vermutlich wegen der Erinnerungen an den Maidan als öffentlicher Platz der *Würde, Freiheit und Einheit*.

Wer im Türkischen von *kamusal alan* spricht, meint damit meist Demokratie und Teilnahme. *Occupy Taksim* begann auch zuerst als ein bescheidener Protest von 50 Leuten, die ihren städtischen öffentlichen Raum schützen wollten. Um *Occupy* zu verstehen, muss man nicht weit fahren. In Freiburg erinnert daran ein kleines Denkmal – ganz anderer Art als das Siegesdenkmal (S. 8). Bekanntlich werden Migrant*innen durch ihr Verhalten im *öffentlichen Raum* auffällig, aber betrifft das nicht

auch manche »Eingeborenen«? Vielleicht können wir von Italien lernen, wie man sich diese Räume aneignet. Aus diesem Grund haben wir ein deutsches Wort gewählt, das in viele Sprachen nicht übersetzbar ist: *Freiräume*. Es geht um Räume zur Entfaltung eigener Ideen auf Plätzen, in einer Galerie, auf einem Fest der Sprachen (S.13, 14) oder an anderen Orten unserer Stadt. Ein Schmetterling möchte Ihnen, liebe Leser, den Frühling ins Haus bringen (S.11) und Sie dazu motivieren, mehr draußen zu sein!

Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Carmen Luna, Melisa Mustafovic, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Laura Biolchini, Denise Nashiba, Kirill Cherbitski, Murat Küçük

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat: Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 27. April 2018

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Wir danken

den SpenderInnen: Ingeborg Poloczek

Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende MigrantInnen als Akteure in den Medien.

Ab 18 € Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.

Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.

Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.

Stadtkasse Freiburg

IBAN DE55 6805

0101 0013 3881 59

BIC FRSPDE66XXX

Mit wachsendem Befremden

Von Barabara Peron

Was heißt intellektuell? Prominent? Gebildet? Unabhängig von Ideologien?

»Mit wachsendem Befremden beobachten wir, wie Deutschland durch die illegale Masseneinwanderung beschädigt wird.« So lautet die Gemeinsame Erklärung, womit sich einige deutsche Publizisten, Schriftsteller und Akade-

Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ Ich komme aus Ghana und finde Aristoteles hat Recht. In seiner späteren zweiten Staatsformlehre spricht und schreibt Aristoteles über die Demokratie wie folgt: »Das Volk soll alteingesessen, bodenständig und eingeboren sein.« Eine Mischung mit Ausländern sieht er als Qualitätsminderung an (Autochthonia). Es soll sich selbstständig aus eigenen Mitteln versorgen können und auf fremde Waren und Götter verzichten, da dies nur zu Abhängigkeiten führt und damit im Widerspruch zur Freiheit steht und das freie Wachsen der eigenen Kultur beeinträchtigt (Autarkie).

Ich möchte au nit, das milionen in mei Land kome ... Frau M.Saf

★ Sehr geehrte Frau Saf, Aristoteles war selber kein Athener. Er kam mit 17 Jahren aus Makedonien nach Athen. Mit einem heutigen Begriff würde man sagen, dass er eine Migrationserfahrung hatte. Obwohl er kein ursprünglicher Bürger der Stadt Athen war – und also ein begrenztes Bürgerrecht besaß – gelang es ihm, eine der erfolgreichsten philosophischen Schulen der Antike in Athen zu gründen. Die ihm in dem Brief zugeschriebene Theorie ist interpretationsbedürftig und kann auch anders ausgelegt werden, als Sie es tun.

Die Redaktion
★ Anmerkung: Frau Saf hat ihre Information tatsächlich nicht Texten von Aristoteles entnommen, sondern sie hat einen Kommentar (vom Mai 2013) aus einem Blog des Compact-Magazins, einem Sprachrohr von AfD und Pegida, wörtlich abgeschrieben. Ein Artikel zu Propaganda-Methoden in rechtspopulistischen Kreisen erscheint in der nächsten Nummer der InZeitung.

■ Auf Seite 5 der InZeitung 22/23 haben Sie in dem Artikel »Zauberhafter Mut« über die »German Angst« polemisiert. Im unteren Teil der Seite wird ein Foto gezeigt, das eine Fahrrad-Demo zeigt und dem Foto ist folgender Kommentar beigefügt: »German Angst Die diffuse Angst der Deutschen vor der Zukunft, vor roten Ampeln, vor Inflation...« Es ist schon unverfroren, den Teilnehmern einer Fahrrad-Demonstration, die in Form der Critical Mass in Freiburg einmal monatlich stattfindet, zu



unterstellen, sie tue das aus Angst vor roten Ampeln. Der Artikel stammt von einem Praktikanten und das Layout von »kwasibanane«. Diesen beiden möchte ich hiermit empfehlen, doch selber mal Innenezuhalten, nachzudenken und dann erst zu sprechen (zu schreiben). Dass im übrigen die Angst im Straßenverkehr für die exponiertesten TeilnehmerInnen wie Fußgänger, energie- und klimabewusste FahrradfahrerInnen nicht diffus sondern sehr konkret ist, zeigt u.a. das Ghost Bike, das am 27.7.17 nahe der Bushaltestelle Rehlingstraße aufgestellt wurde. Es erinnert an den Tod einer 25-jährigen Fahrradfahrerin an genau dieser Stelle im Dezember letzten Jahres. Ich bitte dringend darum, Teilnehmer von Fahrrad-Demos nicht weiter zu verunglimpfen. Wenn man doch von dem Thema anscheinend Null Ahnung hat. Ingrid Wagner

★ Sehr geehrte Frau Wagner, als Verantwortlicher des von Ihnen kritisierten Fotos und der dazugehörigen Bildunterschrift, als leidenschaftlicher Radfahrer und als überzeugter Anhänger von autoarmen städtischen Verkehrskonzepten bedauere ich sehr, dass die mit dem Widerspruch zwischen Bild und Bildunterschrift beabsichtigte Ironie bei Ihnen nicht angekommen ist. Mitnichten sollte es Radler*innen, die vor lauter Rotlicht-Angst in die Kreuzung flüchten, zeigen. Im Gegenteil sehe ich im deutschen Kulturkreis nicht nur – wie im begleitenden Artikel suggeriert – ängstliche Untertanen, sondern auch mutige Menschen, die sich eher von gesundem, manchmal auch ungehorsamem Verstand leiten lassen als von starrer, von German Angst getriebener Regelhörigkeit. kwasibanane

■ Ihr Artikel über das Cafe in Ebnet war sensationell. Herzlichen Dank dafür !!!!!!!

lrike Ellen Gemeinhardt

■ Ich hatte eine Woche frei und Zeit, die InZeitung mal wieder

genauer zu lesen. Ich finde, die Ausgabe ist inhaltlich und gestalterisch sehr gut gelungen. Das Schwerpunktthema MUT fand ich sehr gut aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Also großes Kompliment an das Redaktionsteam. Guido Willmann

■ Wenn wir die politischen Gegner in Anführungszeichen setzen, um ihnen die Möglichkeit abzusprechen, tatsächlich Sorgen zu haben, handeln wir leider postfaktisch, also lenken vom Sachlichen ab. Die Sache sollte immer mit der Machtfrage beginnen, also wer und welche Ideologie uebt gerade Macht aus. Dann erfahren wir recht schnell, dass die Machthaber geschickt Sprache beeinflussen und die Art, wie wir mit Kritikern der Machthabern umgehen, naemlich moeglichst unsachlich. Das ist etwas sehr Wichtiges, was wir von unseren schrecklichen Jahren der Tyrannei gelernt haben sollten. Jochen Stappenbeck

★ Der Leserbrief bezieht sich vermutlich auf den Artikel »Der falsche Sorgenonkel – Wer können diese »Besorgten Bürger« sein?« in InZeitung 22/23 von Jan Keetmann. Die Wendung »besorgte Bürger« ist in dem Fall ein politischer Kampfbegriff. Daher sind die Anführungszeichen in jedem Fall korrekt. Da der Leserbrief auf den Artikel inhaltlich nicht eingeht, gehen wir auch auf den Leserbrief nicht weiter ein. Die Redaktion

■ Als ich die InZeitung im Orientalischen Seminar an der Uni ausgelegt habe, kam mir ein Student entgegen. Er hat mich etwas irritiert angeschaut, ist an mir vorbei, hat es sich noch einmal anders überlegt und sprach mich an. »Gehörst du dazu?«, meinte er. »Ja, ich bin der Praktikant.« – »Ein ganz großes Kompliment! Super aufgemacht! Und dass ihr die AfD mit braun unterlegt habt... Doch, gefällt mir sehr, die Zeitung.« Dominik



Foto: kwasibanane

ten. Die Autoren bedienen sich somit um der pseudoargumentativen Strategie der Rechten und kokettieren sogar mit derselben Begrifflichkeit: Masseneinwanderung, Überfremdung, Bevölkerungsaustausch – Ausdrücke, die die Rechten gerne und völlig unbegründet anwenden. Wenn sie dafür plädieren, dass »die rechtsstaatliche Ordnung an den Grenzen unseres Landes wiederhergestellt wird«, die tatsächlich niemals bedroht wurde, argumentieren sie nicht im Sinne des gesunden Menschenverstands, dem gerade sie als Intellektuelle

verpflichtet wären, sondern im Sinne der Ängste Schürenden.

■ Daten und Fakten: Die meisten Zugewanderten stammen aus EU-Ländern (im Jahr 2017 waren dies 439.000), Zugewanderte aus Drittstaaten waren 2017 163.000 – also kann von Massen keine Rede sein. (Quelle: Statistisches Bundesamt)
■ 35 % der Erstunterzeichner*innen sind in der sogenannten Neuen Rechten oder in deren Umfeld aktiv. Über 50 % der weiteren Unterzeichner sind dem rechten Spektrum oder dem Pegida-Umfeld zuzuordnen. (Quelle: Das Erste)



Fadi Mhawesch »Ich ich habe Tod und Blut verlassen. Ich musste gehen, weil mein Land mich verlassen hat.« Foto: Fabrizio Galuppi

Von Viktoria Balon

»Ein Mann hat nur dann sein Leben wirklich gelebt, wenn er Liebe, Krieg und Armut erfahren hat«, besagt ein alter Spruch. Wenn man Fadi Mhawesch sieht, einen modernen sanften jungen Mann aus der Großstadt, lässt sich kaum vermuten, dass das auf ihn zutrifft.

Damaskus. Dort war er Lehrer für arabische Sprache und Literatur. Schon in der Uni hat er in verschiedenen Theatern gespielt und hatte sogar mal die Rolle eines jungen Autors in einer TV-Serie. Er hat tatsächlich Gedichte geschrieben über die Liebe, über seine Frau Lejli (auf Deutsch: Nächte). Ein silberner Ring mit dunklem Stein auf seinem kleinen Finger ist ihr Geschenk. Damaskus? Er versucht zu erklären, was die Stadt für ihn so wunderschön macht. Es gibt einen großen Fluss und einen Berg, eine Altstadt mit einer antiken Karawanserei und Basaren, vielen Moscheen, alten Häusern, Springbrunnen, Restaurants und Cafés mit dem Geruch von Kaffee mit Kardamom ... Man sagt: »Wenn man das Wasser aus Damaskus trinkt, kann man Damaskus nie verlassen«. Aber vor allem sind es die Menschen, die die Stadt so unvergesslich machen. »Mein Stadtteil Al Saeda Zaenab ist sehr gemischt: Afghanen, Iraker, Afrikaner, fast 100 000 Aus-

länder alle Bewohner zusammen vielleicht 500 000, und ich glaube, ich kenne sie alle.« Das Leben bestand aus Begeg-

Überlebensstrategien für kalte Länder

Fadi Mhawesch hat das Wasser von Damaskus und Freiburg getrunken

nungen und Gesprächen, Einladungen passierten spontan, man brauchte keinen Termin. Die ganze Familie wohnte in einem Haus, seine Geschwister waren alle verheiratet, mittags speisten alle zusammen in der Wohnung seiner Eltern. Zwei Brüder sind noch dort, man kann die Eltern nicht alleine lassen. Er weiß, dass sie in jedem Moment in Gefahr sind. »Wenn ein Anruf aus Syrien kommt, will ich nicht antworten, aus Angst von düsteren Nachrichten. Meine Freunde, meine Cousine, sie sind alle tot. Wenn man mich fragt, wieso ich mein Land verlassen habe, antworte ich: Ich habe es nicht verlassen, ich habe Tod und Blut verlassen. Ich musste gehen, weil mein Land mich verlassen hat.«

Wenn Leute diese Frage stellen, meinen sie vermutlich, wieso hast du nicht für dein Land gekämpft? Diese Frage

kennen wir alle – aus Gesprächen, Foren, Leserbriefen. »Kämpfen? Mit wem? Für was?! Für mich sind alle Seiten in Syrien schlecht, wenn sie Krieg führen.«

Am ersten Tag des Arabischen Frühlings 2011 war er mit seinen Schülern der vierten Klasse dabei. Alle waren dort. »Wir suchten Freiheit, wir wollten dass freie Wahlen stattfinden, aber wir wollten nicht an diesen Punkt kommen, gegeneinander das Gewehr zu erheben. Ich kann nicht schießen, und diejenigen, die es können, haben kein Herz.«

Sein Bruder Shadi wurde entführt, es wurde Geld gefordert. Von diesen bewaffnete Banden gebe es nun einige in Syrien. Die Familie von Fadi versuchte verzweifelt die riesige Summe zusammen zu bekommen, aber nach ein paar Tagen erhielt sie seinen toten Körper.

Bald darauf hat Lejli ihr erstes Kind geboren; sie haben ihn Shadi genannt. Fadis Eltern wollten, dass er fort geht. »Für die Jüngeren war es besonders gefährlich wegen der Zwangsrekrutierung durch die Armee oder die anderen: Alle Seiten sind der Meinung, dass junge Männer für ihr Land mit dem Gewehr in der Hand kämpfen müssen – und wer sich weigert, ist sofort tot.« 2014 begab sich Fadi mit seiner Frau und dem kleinen Sohn auf die Flucht. Auf eine dieser vielen bekannten Reisen auf einem überfüllten Boot, auf dem auch bei ihnen das Gefühl aufkam: Wir werden das andere Ufer nie erreichen!

»Wenn ich vor dem Krieg Nachrichten hörte und erfuhr, Menschen

Auf der Bühne sitzt ein junger Mann, schlank, ein bisschen schüchtern. Er erzählt, hinter ihm auf der Bühne spielt ein Orchester und auf der Leinwand laufen Filme und Bilder. Er spricht hier nicht über Krieg, sondern über Überlebensstrategien für kalte Länder. Für Deutschland.

»Wie geht es dir?« – Gut! Und dir? Ich suche eine Sprachschule. – »Du sprichst aber schon gut Deutsch!« – »Danke.« – »Also Tschüss.«

Der Text zum Filmkonzert – ein gemeinsames Projekt des Kommunalen Kinos und des Dresdner Kollektivs shortfilmivernmusic – ist schon das vierte Theaterstück, das er auf Deutsch schreibt. Auf der E-Werk-Bühne hat er mit dem interkulturellen Theater Transit gespielt und dazu auch den Text verfasst. Theater, Schreiben – das ist für Fadi nichts Neues. »In Deutschland schreibe ich über das, was vor der Nase liegt, weil für anderes die Sprache nicht ausreicht. Hier darf man dabei anders als zu Hause kritisch schreiben. Mein Freund Jan Kurth hilft mir bei der Korrektur.«

Die Momentaufnahmen direkt aus dem Leben mit Humor und Melancholie sind Migrant*innen aller Generationen vertraut.

Wahrscheinlich hat Fadi eine professionelle Zukunft als Autor oder Schauspieler, aber momentan arbeitet er als Kellner im Restaurant Ciao Bella im Rieselfeld, Lejli will etwas später eine Ausbildung als Haushelferin machen. Vor einem Jahr wurde ihre Tochter Marie in Freiburg geboren. Freiburg wird immer heimischer. Die Natur, nette Menschen, neue Freunde ... »Wenn man das Wasser von Freiburg trinkt, wird man die Stadt nie mehr verlassen«, lächelt er.

Was sind deine Träume? »Ich habe keine Träume, ich hoffe, dass der Krieg zu Ende geht und ich will nur ein gutes Leben für meine Kinder. Ich bin 32, aber fühle mich wie 50. Ich habe viel zu viel erlebt. Nach Damaskus kehre ich nie zurück, ich habe kein Vertrauen mehr. Eventuell gehe ich mal auf Besuch dort hin, doch mein Leben ist jetzt hier. Ich möchte nicht, dass meine Kinder diese Erfahrungen machen müssen.«

Liebe, Armut und Krieg... Wir beide kennen den Spruch, wissen aber nicht, woher er kommt: Eine Weisheit aus dem Osten? Aus der Antike? Wer auch immer das sagte, auf den modernen Menschen trifft sie nicht mehr zu. Krieg bietet uns keine wertvollen Erfahrungen.

■ Survival Strategies For Cold Countries. Filmkonzert von shortfilmivernmusic in Kooperation mit dem Kommunalen Kino Freiburg und HELLERAU Dresden. Aufführungen: November in der neuen Kunsthalle Mannheim, weitere bundesweite und internationale Auftritte sind geplant für 2018/2019.

► www.interkulturelles-theater.de



Freiräume

Die öffentlichen Räume einer Stadt

Soziale und ästhetische Qualitäten der kommunalen Freiräume prägen den Charakter europäischer Städte (hier: Barcelona) stärker als ihre unterschiedlichen Bautypologien. Foto: kwasibnane

Von Barbara Peron

Städte im Allgemeinen und europäische Städte insbesondere sind durch den öffentlichen Raum definiert und ohne diesen nicht zu denken. Mit dem Begriff ist eine Vielfalt von Räumlichkeiten gemeint, die nur eines gemeinsam haben: Sie sind meistens jederzeit und uneingeschränkt ohne Eintrittspreis oder Nutzungsentsgelt für alle Bewohner*innen und Besucher*innen der Stadt zugänglich und können genutzt werden.

Straßen, Gassen, Plätze, Boulevards, Promenaden, Grünzüge, Grachten und Kanäle, aber auch öffentliche Gebäude, die jeder betreten kann, wie z.B. Rathäuser, Universitäten und sogar Kirchen sind Freiräume. Um eine Kirche betreten zu können, muss man in der Tat weder gläubig noch Teil einer Glaubensgemeinschaft sein, was weltweit keine Selbstverständlichkeit ist. Man kann z.B. das Freiburger Münster aus den unterschiedlichsten Gründen betreten – um zu beten, aber auch um sich nach einer längeren Runde durch die Innenstadt einfach kurz auszuruhen oder aber um die Kunstwerke zu betrachten, ohne deshalb an einer Führung teilnehmen zu müssen.

Nicht nur unterschiedliche Nutzungsarten und Aneignungen von öffentlichen Räumen sind möglich, sondern auch verschiedene Gestaltungsformen. Gerade die sozialen und ästhetischen Qualitäten ihrer Freiräume prägen den Charakter europäischer Städte stärker als ihre unterschiedlichen Bautypologien.

Die öffentlichen Räume einer Stadt erzählen ihre Geschichte. Sie sind eine Art *physisches Gedächtnis* der Stadt und damit Teil des kollektiven Gedächtnisses ihrer Bewohner*innen. Sie sind damit nicht nur Orte für bestimmte Funktionen wie Verkehr, Handel, Repräsentation oder Erholung, sondern auch Träger von Bedeutungen, Erinnerungen und Geschichten, die sich zum Bild einer Stadt verdichten. So kann man sich über die in Freiburg entbrannte Diskussion über die Gestaltung des Platzes der Alten Synagoge sowie über die neue Positionierung des Siegesdenkmals kaum wundern. Es geht hier tatsächlich um das Bild einer Stadt, die sich zwar heute als weltoffen und tolerant versteht, die aber auch eine ganz andere Seite in der Geschichte inne hat – wie übrigens die meisten anderen europäischen Städte auch –, welche sich keineswegs löschen lässt, indem man ein Denkmal bzw. die Steine einer Synagoge wegräumt.

Nicht nur Denkmäler sind allerdings Träger des kollektiven europäischen Gedächtnisses, sondern auch Plätze und Straßen, die mit ihren Namen auf die bewegte europäische Geschichte, auf Kriege, Siege, Revolutionen und auf deren Akteure hinweisen. Die Plätze als Theaterkulisse politischer Demonstrationen von Gegenmacht und Anti-System-Demonstrationen haben selbst die Struktur der europäischen Gesellschaft und den Kurs der neuesten europäischen Geschichte wesentlich verändert oder sogar mitgeschrieben. Man denke z.B. an die Demonstrationen des Jahres 1968, an die Friedensdemonstrationen

der frühen 80er Jahre oder an die Massendemonstrationen in Leipzig, Dresden und Berlin, die 1989 den Zerfall der SED-Herrschaft und der DDR beschleunigt haben.

Der Platz als öffentlicher Raum der Politik ist in der Tat eine Eigentümlichkeit der europäischen Geschichte seit der Antike. Die *Agorà* (Altgriechisch für Platz) war für die Griechen nicht nur ein Markt- und Festplatz, sondern auch und in erster Linie ein Versammlungsort für die Heeres-, Gerichts- und Volksversammlungen der freien Bürger der Stadt, wo Urteile gefällt und politische, ja demokratische Entscheidungen getroffen wurden. So kann man sich auch kaum darüber wundern, wenn das Fehlen von einer *Agorà* in einer Stadt für Homer als ein Anzeichen für Recht- und Gesetzlosigkeit gilt. Der Platz ist im antiken Griechenland ein öffentlicher Raum der politischen Macht und der Demokratie.

Gerade letztere Funktion dieses öffentlichen Raumes hat in der heutigen Zeit, nicht zuletzt aus triftigen und gravierenden historischen Gründen, wesentlich an Bedeutung verloren. Das Trauma der staatlichen Selbstdarstellung und Inszenierung der Politik während der nationalsozialistischen Diktatur und im SED-Staat ist weiterhin präsent und bietet einen Blick auf den Platz als Raum politischer Macht mit Skepsis.

Der wesentliche Grund eines Schrumpfens des öffentlichen Raumes in den Städten ist bereits 1961 von dem Stadtsoziologen Hans-Paul Bahrdt in seinem Werk *Die moderne Großstadt* beobachtet und beschrieben worden:

In modernen Städten kommt es immer mehr zu einer Polarisierung der Öffentlichkeit und der Privatheit zugunsten der letzteren. »Die Tendenz zur Privatisierung des individuellen und familiären Lebensbereichs hat sich radikalisiert.«

»In einer Hinsicht wird diese Tendenz durch die Umstände begünstigt: z.B. durch die Trennung von Arbeiten und Wohnen« und durch die »Technisierung des Straßenverkehrs«. Straßen und Plätze, die früher Treff- und Begegnungsorte der Bürger*innen waren, »haben sich in ein Röhrensystem verwandelt, das lediglich den technischen Funktionen des Verkehrs dient.«

Radikalisierung der Privatheit bedeutet aber auch Privatisierung und Kommerzialisierung von ursprünglich öffentlichen Räumen; dies ist eine zunehmend Ernst zu nehmende Bedrohung. Fußgängerzonen werden überwacht und durch private Wachdienste der Kaufhäuser kontrolliert. Wenn immer größere Flächen auf öffentlichen Plätzen und Straßen durch Sondernutzungserlaubnisse, z.B. zu Cafeterrassen werden, könnte dies auf den ersten Blick als Belebung und Bereicherung des öffentlichen Raumes erscheinen. In der Tat ist dies ein erster Schritt zu einer Qualitätsveränderung, wodurch vorher allgemein nutzbare und vielfältige Flächen exklusiv werden, indem ihre Zugänglichkeit auf Kunden und Konsumenten beschränkt wird. Bis zu Betretungs- und Verweilverbots für bestimmte nicht erwünschte oder nicht kaufkräftige Personengruppen wie Bettler, Straßenmusikanten usw. ist es dann nur noch ein kleiner Schritt.



Mehr Stadt

Geteilte Meinungen zum Platz der Alten Synagoge

Der Platz macht die Stadt lebhafter
Fotos: kwasibnane

Von Dominik Heißler

Auf den Bänken um die Bäume mischen sich Freiburger*innen und Tourist*innen aller Altersklassen, beobachten einander, beobachten die Skater, genießen die Frühlingssonnenstrahlen, unterhalten sich. Spanisch, Italienisch, Englisch, Arabisch und andere, unerkannte Sprachen schwirren durch die Luft. Straßenbahnen rattern vorbei. Die Meinungen über den Platz der Alten Synagoge sind so vielfältig wie seine Besucher*innen.

»Ich wollte früher unbedingt die Wiese behalten, bin aber sehr positiv überrascht«, sagt Katharina, die mit zwei Freundinnen im Kreis vor den Bäumen sitzt. Die drei Lehramtsstudentinnen, um die 26, trinken dort gemütlich Kaffee in der Lernpause. »Der Platz macht die Stadt lebhafter.« Dem

stimmen ihre Freundinnen voll zu. »Er erinnert mich an die großen Plätze in Spanien, auf denen sich die Menschen tummeln: die Tänzer, die Kinder, unterschiedliche Nationalitäten...«, schwärmt Annette. Auch Jenny gefällt es super, dass der Platz ein »Treffpunkt für Alt und Jung« ist.

Heinz, 66, besucht Freiburg zusammen mit seiner Frau schon seit vielen Jahren. Gerade schlendern sie über den Platz. »Freiburg ist auf gute Art städtischer geworden, großzügiger – aber ich verstehe auch, dass das gewöhnungsbedürftig ist für das Freiburger Lebensgefühl«, sagt er. Auch ihn erinnert der Platz an die italienischen piazze oder sogar an den *Place de la République* in Paris. Was für ein Vergleich!

Paula hat sich mit zwei Freundinnen verabredet. Grundsätzlich mag sie den Platz ja. Aber er sei »zu steril für Freiburg. Freiburg ist viel bunter und

ausgeflippter als so ein weißer Platz«, schränkt die 21-jährige Medizinstudentin ein. »Außerdem gibt es zu wenig Bäume und Sitzmöglichkeiten.« Dass der Brunnen in den Grundrissen der Synagoge gebaut wurde, sei aber eine schöne Idee.

Für Max, 21, ist es ein bisschen zu viel Beton. Mit zwei Freunden isst der »Student der Rechtswissenschaften« Pizza vor den Bäumen. Auch Max fand die alte Grünfläche schön, »das ist selten in einer Innenstadt.«

Touristen schlendern über den Platz und bleiben vor der Infotafel am Brunnen stehen. Auch Rebecca, 23, kennt die alte Fläche nicht. Die Lebensmitteltechnologin ist neu in Freiburg, bekommt gerade von Philipp, 24, eine kleine Stadtführung. Beide finden das Denkmal gelungen. »Dass da Kinder spielen, ist gewollt. Sonst hätte man höhere Mauern bauen müssen«. Er findet es gut, dass Freiburg den Brand der Synagoge so transparent aufarbeite: »Die Kinder können mit dem Brunnen spielerisch in

Kontakt mit seiner Geschichte kommen. Das ist auch pädagogisch sinnvoll.«

Ganz anders denkt darüber Heinz, 78, der seit sechzig Jahren in Freiburg wohnt. »Schade, dass die Gedenkstätte im Sommer ein Planschbecken für Kinder ist. Das ist ein Zeichen von fehlendem Respekt.« Auch beim Schild, das die Entfernung zum Konzentrationslager Gurs angibt, vermisst er weitere Erklärungen.

Wolfgang, 78, kam gerade aus Düsseldorf an. Er fuhr nach Freiburg, um den jüdischen Friedhof und den Brunnen anzuschauen. »Sehr gelungen, das ist eine würdige Gedenkstätte, nicht gezwungen, nicht als Touristenattraktion.« Und dass da Kinder drin spielen? »Das ist typisch deutsch: Da hätte kein Jude ein Problem damit.«*

* Auch Jüd*innen sind geteilter Meinung: Nicht nur dass Kinder oder Hunde dort toben, sondern dass der Platz zum Party-Ort geworden ist, kritisiert Irina Katz, Sprecherin der Jüd. Gemeinde Freiburg: »Es tut uns weh, das zu sehen«. Rami Suliman, Oberrat der Israelitischen Gemeinden in Baden, hat kein Problem damit, dass »Kinder oder Erwachsene mit dem Wasser spielen«. (Red.)

Eine Latina auf dem Fahrrad

Von Carmen Luna

Mit dem Fahrrad unterwegs zu sein, ist eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte. Ich komme aus einer riesigen Millionenstadt, in der ein Mensch auf einem Fahrrad unvorstellbar ist, das wäre viel zu gefährlich. In Freiburg habe ich meine Karriere als Radfahlerin begonnen. Mein erstes Fahrrad, »Malena«, war ein lila Damenrad mit sieben Gängen, das ich vorsichtig über das Freiburger Pflaster gelenkt habe. Damals konnte ich

mir noch nicht vorstellen, wie viel Freude es machen kann, wochenlang Berge rauf und runter zu radeln, mit dem Himmel als einzigem Dach auf dem Kopf. Oder wie schnell man in Freiburg alles erreichen kann – mit der richtigen Ausrüstung – sogar bei Regenwetter. Ab auf die Stute und in maximal zwanzig Minuten bin ich überall.

Aber nicht alles im Leben auf zwei Rädern ist in Freiburgs Straßen Gold. Immer wieder hat man mit unsensiblen, manchmal sogar unfreundlichen Autofahrern zu tun. Trotzdem möchte ich auf dieses umweltfreundliche Verkehrsmittel nicht mehr verzichten, schon gar nicht in diesen Zeiten.



Ein Haus der Kulturen für Freiburg

Wussten Sie schon, dass es von 1983 bis 1985 ein Kulturzentrum für Migrant*innen, zugleich ein überregionales Forschungsprojekt, in der Schwarzwaldstraße gab? Ausgangspunkt war der Bedarf Gastarbeiter*innen zu helfen und sie zu integrieren. Dort trafen sich Vereine und Gruppen aus der Türkei, Italien, Spanien, Portugal und Griechenland. Auch viele kulturelle Veranstaltungen sowie Lesungen, Theateraufführungen und Feste wurden mit und für Migrant*innen und Deutsche organisiert. 2005–2009 initiierte die Kulturkommission des Migrantenbeirats die Zukunftswerkstatt und Tagungen, gestaltete ein Konzept für ein Haus der Kulturen und führte dazu mehrere Debatten im Kulturamt und im Gemeinderat. Das Ergebnis: kein festes Haus, dafür aber Festivals, Verknüpfungen mit Kulturinstitutionen in Freiburg und auch die **InZeitung**. Das Problem der Raumknappheit für Vereine wurde jedoch nicht gelöst. Auch unsere Redaktion ist obdachlos. Der Traum eines gemeinsamen Hauses war immer da, selbst wenn sich jeder etwas anderes darunter vorstellt. Geht er nun Dank aktueller Initiativen in Erfüllung?

Ein Haus der Kulturen für Freiburg
Utopie oder Chance? Foto: kwasibanane

Visionen für eine offene Stadt

Im Gespräch mit Roberto Alborino

Das Gespräch führte Susanne Einfeld

Die Idee für ein *Haus der Kulturen* in Freiburg ist mehr als 30 Jahre alt. Seit ihrem ersten Aufkommen 1987 hat sie sich – wie alles – verändert. Wir sprachen mit Roberto Alborino, der als Vorsitzender des Ausländerbeirats (1986–2000) und als erstes nichtdeutsches Mitglied des Gemeinderats die Entwicklung dieser Vision von Anfang an begleitete.

InZeitung: Fangen wir mal ganz von vorne an. Wie sah um 1987 die Idee für ein Haus der Kulturen aus?

Roberto Alborino: Es waren überwiegend die so genannten Gastarbeiter aus den »Anwerbeländern«. Sie hatten sich vorwiegend in Vereinen organisiert, manche bekamen städtische Zuschüsse, so weit ihnen Räume zur Verfügung standen. Es kam die Idee auf, die Gelder für ein gemeinsames Zentrum zu verwenden, aber da gab es auch Widerstände von einzelnen Vereinen. Diese wollten weiterhin Zentren für ihre speziellen Gruppen und Bedürfnisse.

Stichwort Diaspora?

Sicher. Schon die ersten Italiener im Landkreis gründeten ihre eigenen Vereine und hatten ein Zentrum. Weit weg von zu Hause wächst das Bedürfnis nach einem Ort des Zusammenkommens. Die meisten der Vereine waren und sind offen nach außen und freuen sich über Gäste von woher auch immer. Aber das Bündeln der verschiedenen Interessen war immer schwierig und damit die Idee eines gemeinsamen Hauses der Kulturen bislang nicht umsetzbar.

Professor Bernhard Wulff sagte einmal im Interview (InZ 12), dieses Haus solle nicht ein Haus für Migrant*innen sein, sondern Neugier auf die Entfaltung aller Kulturen wecken – durchaus auch mit teureren Veranstaltungen.

Das stimmt. Die Bedürfnisse haben sich in den letzten Jahren verändert. Viel mehr Interessen, Kulturen und Meinungen stoßen aufeinander. Allein die Stichworte Integration und Inklusion zeigen die verschiedenen Ansprüche auf, die im Laufe der letzten Jahre gewachsen sind. Es geht in meinen Augen nicht mehr um nationale oder einzelne kulturelle Interessen, wenn wir über ein Freiburger Haus der Kulturen reden. Es geht vielmehr um Austausch zwischen allen Kulturen, die am öffentlichen Leben in Freiburg Teil haben, egal, ob aus Italien, aus Freiburg oder aus Syrien. Eigentlich geht es inzwischen um eine bestimmte Form von Bürgerhaus, in dem Vernetzung und Entwicklung stattfindet, ohne dass kulturelle Identitäten aufgegeben werden.

Es gab auch Vorschläge für ein »Museum für Migration«, und eine »Interkulturelle Bibliothek« innerhalb des Hauses der Kulturen...

Wertvolle interkulturelle Veranstaltungen gibt es bereits in der Stadtbücherei. Dazu Filme und Konzerte im öffentlichen Raum. Ein Museum für Migration wäre eher ein Zeichen der Separation. Migration gehört zur Stadtgeschichte! Was wir brauchen ist ein Haus der Vielfalt und des Engagements, in dem Bürger aller Herkunft gemeinsam an Visionen für eine offene Stadt arbeiten – im Sinne von Kultur, Handwerk, interdisziplinären Vorträgen und nicht zuletzt auch interkulturellem Essen und Feiern.

Blumenkinder Deutsch-ukrainische Barfußkultur Foto: Ivana Kupala



Räume für InterKULTUR

Im Gespräch mit Monika Herrmann

Das Gespräch führte Babara Peron

Ich treffe Monika Herrmann, Erste Vorsitzende des Freiburger Vereins für Interkulturelles Theater im Café Capri. Bei einer Tasse Kaffee schildert sie mir das Anliegen der vor kurzen konstituierten Initiative *Räume für InterKULTUR*, nämlich Räumlichkeiten für die interkulturelle Arbeit in Zusammenarbeit mit der Stadt zu erkämpfen.

InZ: Warum eine Initiativegruppe, die aus sehr unterschiedlichen Akteuren besteht, die mit Flüchtlingen,

Migranten und Einheimischen arbeiten?

Monika Herrmann: Ich habe mit meinem Verein vor allem ein Interesse daran, dass wir uns mit anderen Leuten effektiv zusammentun und dass wir alle an einem Strang ziehen und nicht unabhängig voneinander parallel Sachen aufbauen. Meine Idee ist einfach, dass es ein Bündnis für Vielfalt und Menschlichkeit gibt. Ich würde mir wünschen, dass wir einen zentralen Ort haben, wo Leute ihre Aktivitäten und ihre Arbeit machen können, wo sie sich aber auch locker treffen können. Es soll nicht nur ein

Ort der Arbeit sein, wo jeder Verein bzw. jede Initiative sein Büro hat, sondern auch ein Ort sein, der Chancen anbietet viele Leute kennen zu lernen. Es soll ein Ort sein, der sowohl Flüchtlinge als auch Migranten aus verschiedenen Generationen, die schon lange hier leben, neue Migranten und alle Freiburger Bürger lockt. Es geht um eine Plattform für möglichst viele Leute, die Kulturarbeit machen und sich vernetzen möchten.

Sie sprechen von »Räumen für InterKULTUR«. Wie definieren Sie Kultur?

Für mich hat Kultur mit Traditionen zu tun, aber auch mit Ästhetik und mit Essen, mit der Sprache, mit Lebensgewohnheiten und Werten. Ich habe einen breiten Begriff von Kultur.

Gerade Werte und Traditionen können aber sehr unterschiedlich und sogar gegensätzlich sein. Wie wollen Sie Auseinandersetzungen vermeiden?

Wir sind ein Verein, der als Zielrichtung die Begegnung zwischen verschiedenen Kulturen hat. Unsere Gruppe ist international. Wir haben Leute aus acht bis neun Ländern in den Theaterprojekten, manchmal sogar mehr. Ich glaube, Freiburg braucht mehr interkulturelle Vereine, wo Menschen aus verschiedenen Ländern sich mit einer gewissen Offenheit aufeinander einlassen können, und zwar auch auf neue Leute und auf Alteingesessene. Das ist – glaube ich – das Wichtigste.

► www.interkulturelles-theater.de

Barfuß an der Dreisam

Die obdachlose Deutsch-Ukrainische Gesellschaft

Von Olena Lytvynenko

Selten ist das Wasser in der Dreisam körperwarm. An diesem Sommertag waren noch viel mehr seltene Sinneseindrücke zu erleben: die duftenden Blumen über dem Kopf zusammengebunden zum Kranz, der Geschmack von selbst gebackenem Brot, das Kitzeln der Flammen beim Feuersprung... Das Sommerfest der Ostslaven *Ivana Kupala* gehört für mich zu den Momenten, die nach Kindheit duften und schmecken.

Ich schritt barfuß durch die grüne Wiese zum Wasser und betrat den Fluss mit Staunen – so schön war die Dreisam in der Abendsonne! Plötzlich drückte mir Elena Weber die Liedertexte in die Hand und ich wurde auf eine musikalische Reise durch Raum und Zeit mitgenommen. Ihre Stimme verzauberte mich und führte zu den Ahnen.

Erst viel später erfuhr ich, dass es kein Zufall war, dass Elena Weber den kleinen improvisierten Barfuß-Chor so meisterhaft dirigierte. Die Vorsitzende der Deutsch-Ukrainischen Gesellschaft ist diplomierte Chorleiterin und

Absolventin der Musikhochschule in Odessa. So gründete sie auch das Frauengesangskollektiv *Freiburski Kvitocky* (Freiburger Blumen).

Dennoch: Einen Raum für Proben gibt es nicht, auch keinen für andere Aktivitäten des Vereins. Für kreative Workshops, Sprachunterricht, informelle Treffen und Events muss die Initiative zu Notlösungen greifen und zwischen gemieteten öffentlichen und privaten Räumen pendeln. Allerdings ist so ein Dasein ohne Halt und ohne Bestand nicht nur mühsam. Ohne Räume ist es kaum möglich, eine langfristige Planung der Angebote zu entwickeln und ein breites Publikum anzusprechen.

In der Vision ist die Gründung einer kleinen Bibliothek und Platz für die Dauerpräsentation der interaktiven Installation zur Fülle der kulturellen Gesichter der Ukraine. Die Installation muss momentan im privaten Keller in Elenas Haus zusammen mit dem Erbe von Walter Mossmann – Autor der Kulturchronik *Ukrainischer Zeitgeist* – deponiert werden. Die Verortung in der Stadt ist bis jetzt nur ein Traum.

■ **Info:** Deutsch-Ukrainische Gesellschaft e.V.: www.dug-freiburg.de

Plan für Vielfalt

Von Susanne Einfeld

Eine Utopie ist es nicht, eher eine Vision – und ganz sicher ein Plan. Anlässlich der Ausschreibung des Gebäudes Basler Straße 2 im Jahr 2016 (ehemals Bürgeramt) wurde die Arbeitsgemeinschaft *Haus des Engagements* gegründet, die sich inzwischen im Status *Genossenschaft in Gründung* befindet.

Hierfür fanden sich Mitgliederorganisationen und Kooperationspartner*innen des *Treffpunkt Freiburg* zusammen. Das *Haus des Engagements* soll ein Ort an zentraler Stelle sein, der günstige und teils kostenfreie Räume gemeinwohlorientierten und der Nachhaltigkeit verpflichteten Gruppen, Vereinen und Personen bietet. An diesem Ort – so der Plan – sollen Netzwerke und Synergien geschaffen und Inspirationen gestreut werden (z. B. Ökologisches Bauen oder Ökonomie des Gemeinwohls). Kulturwandel passiert im Sinne von einem direkten bürgerschaftlichen Austausch

von Kultur, Handwerk und Vorträgen – alles unter einem Dach und organisiert von Bürger*innen, Initiativen und Unternehmen, die sich für eine Stadt der Vielfalt einsetzen.

Als utopisch erwies sich allerdings recht bald die Idee, das ehemalige Bürgeramt zu erwerben, obwohl das entsprechende Kapital vorhanden war.

Die Ausschreibung war direkt auf das Studierendenwerk zugeschnitten – so bleibt den Engagierten jetzt nur die Suche nach einem anderen zentralen Ort in Freiburg. Die Vision und der Plan einer Anlaufstelle bleiben: Menschen jeder Herkunft, die sich für Freiburg engagieren wollen, eine Plattform zu bieten. Auch ist die Gründung einer Stiftung im Gespräch, Interessenten an einem Einsatz, an der Genossenschaft oder an der Stiftung sind jederzeit willkommen.

■ **Hinweis:** Vortrag von Fabian Scheidle zu seinem Buch »Das Ende der Megamachine« – Ort und Zeit ab Anfang Mai auf www.haus-des-engagements.de



Buntes Leben. Ein Mahmal gegen Privatisierung, Verwertung und Vertreibung. Foto: kwasibanane

Spitz und unangenehm möchten manche Privatisierer den öffentlichen Raum umgestalten. Foto: kwasibanane



Brief an den noch nicht gewählten Oberbürgermeister

Von Timur Abramovich

Sehr geehrter noch nicht gewählter Herr Oberbürgermeister!

Wie finde ich die Worte, um auch nur einigermaßen auszudrücken, wie sehr ich unsere schöne Stadt liebe! Zur zweiten Heimat ist mir diese Stadt geworden, mit ihren alten Mauern und Bächle, mit Hügeln und Weinbergen, die aus meinem Stadtteil Vauban so klar in der Ferne zu sehen sind! Und auch kleinere berührende Dinge, die ich in meinem ganzen Leben nie vergessen werde... Sehen Sie sich dieses kleine Rhino-Denkmal gleich am Anfang der Vaubanallee an – an so viel erinnert es, so tief berührt es das Herz! Nicht weniger würde es auch für Sie bedeuten, wenn Sie an jenem schicksalvollen Tag dabei gewesen wären, als Ihre Mitbürger hier einen freien, selbstbestimmten Stadtteil errichtet haben. Ah, sehr geehrter noch nicht gewählter Herr Oberbürgermeister, wenn Sie unsere braven Rhino-Bewohner gesehen hätten, beim Hacken und Sägen, Annageln und Bohren, als sie mit leuchtenden Augen auf dem ungeheuerlich unschönen, ja hässlichen Werbeturm des *Green Business Centers* einen bequemen kleinen Salon bauten!

Nicht alleine um Wohnraum ging es hier, sondern um öffentlichen Raum, der auch in unserer schönen Stadt noch recht dünn ist, von vielerlei Art Privatisierer bedroht und so vielen Einwohnern Freiburgs nicht ausreichend zugänglich. Und schauen wir in die weite Welt, sehr geehrter noch nicht gewählter Herr Oberbürgermeister! Im fernen Hongkong sind für 75 Tage und Nächte die Bürger in vielen Teilen ihrer Stadt zu Herren geworden, bauten in der Stadtmitte besetzte Zonen. Nein, nicht besetzte – befreite Zonen muss man sie nennen, frei von Kommerz, Geiz und Gier und sonstigem Unfug! Begegnungszentren und Bibliotheken sind da entstanden, mitten auf den Highways, Bühnen und Ausstellungen zwischen den Office-Türmen, Plätze der geistigen Kontemplation, Kommunikation und Freude. Sehen Sie genau hin, was die *Occupierer* bauen und Sie werden verstehen, was in dieser Stadt noch fehlt, wo der öffentliche Raum erweitert, gepflegt, ja geschützt werden soll.

Voller Schrecken höre ich von jenen, die diesen Raum weiter geschrumpft und in private Teile zer schlagen sehen wollen. Mit spitzen

Steinen wollten sie die Ufer unserer geliebten Dreisam bestreuen, aus Angst vor Mitmenschen, die im willkommenen Schatten Erholung suchen! Und ist es nicht den gleichen dunklen und egoistischen Seiten des menschlichen Wesens zu verdanken, dass von dem einst blühenden Stadtteil Rhino nur ein kleines Denkmal bleibt? So vergänglich sind die Taten und Bemühungen der Menschheit! Selbst ein Oberbürgermeister wird nicht davon verschont sein, aber darüber reden wir ja nicht, nicht jetzt. Es geht uns um eine große Mission, die ins Unvergängliche führen kann. Ein Hüter des öffentlichen Raums sollte ein Oberbürgermeister sein, zu seinem Beschützer und Gärtner werden, der ihn mit Fleiß und Sorgfalt pflegt und ihn für seine Mitbürger öffnet. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen – falls Sie gewählt werden – viele würdige Taten und Erfolge auf diesem schweren Posten!

■ Dieser Artikel wurde vor der OB-Wahl am 22. April verfasst. Den Text zu gendern kam uns auch wegen des etwas altmodischen Stils des Briefes unangemessen vor. Dafür entschuldigen wir uns vor allem bei Monika Stein.

Die Stadt kleidet sich neu ein

Von Nikita Sivertsev

Kein Mensch kann guten Gewissens sagen, dass er seine Kleidung ohne jegliches Bewusstsein ihrer Symbolik trägt. Sie hilft einem selbst und anderen das eigene Selbst zu klassifizieren. Durch Kleidung kann man sich zu einer Minderheit bekennen oder Macht ausstrahlen. Sie hat niemals nur wärmende Funktion. Genauso wenig besitzt eine Stadt wertneutrale Kleidung. Die Frage ist bloß, was symbolisieren ihre Schmuckstücke?

Die Stadt Freiburg kramte in ihrer alten Schatulle herum und hat ein altes, verstaubtes Juwel gefunden, das sie sich wieder in die Mitte setzen will: das Siegesdenkmal. Erbaut wurde es im Jahre 1876, zu Ehren der Soldaten, die im Deutsch-Französischen Krieg (1870–71) gekämpft haben, zur Feier des Sieges über Frankreich und zum Jubel über die Einigung Deutschlands. Dieser dreifache Stolz war die Mutter des Denk-

mals. Nun drängt sich die Frage auf, ob diese Statue den Sieg symbolisiert oder im wahrsten Sinne des Wortes ein *Denkmal* – ein historisches Objekt – ist. Es scheint doch wohl eher letzteres zu sein. Es liegt etwas Doppeldeutiges in dieser Siegesgöttin: Erstens erinnert sie an ein historisches Ereignis: den Sieg und die Einigung Deutschlands. Zweitens präsentiert sie noch die Atmosphäre jener Zeit, die uns heute zumeist befremdlich, manchmal gar bedrohlich vorkommt: Nationalstaaten, die sich bis aufs Blut hassen, militärischer Drill, Rassismus in der ersten Phase seiner Entfaltung. Einerseits verweist die Statue auf etwas Geschehenes, andererseits gibt sie die Stimmung jener Zeit wieder.

Dabei war das Siegesdenkmal nie weg, es stand nur ca. 100 Meter entfernt. Dieses Kleidungsstück der Stadt Freiburg wird nun ein wenig geglättet. Viele fragen sich, wie es auf andere wirkt. Geht man die KaJo hinunter, thront es erhaben über den Köpfen und schwebt an die Fußgänger immer näher heran.

Unter dem Pflaster liegt der Strand

Von Vera Bredova

Das Strandcafé mit seiner 70-er Jahre-WG-Atmosphäre wurde Ende 2017 umgestaltet. Es wurde hip, jedoch nicht yuppisiert, und ist nach wie vor selbstverwaltet und frei von Konsumzwang. Doch anders als vorher brechend voll, mit neuem überwiegend jungem Publikum. »Unser Traum ist verschiedene Kulturen zu zelebrieren«, sagt Leonora Lorena, die Koordinatorin des *zusammen kaffee*, der Gruppe, der diese Änderung zu verdanken ist.

»Unter dem Pflaster liegt der Strand« – der Spruch der Studentenrevolten klingt fröhlich hedonistisch, doch Strand steht auch gegen kapitalistische Nutzung des öffentlichen Raums. Ausgerechnet Menschen aus Ländern, wo es kein 1968 gab, bringen neue Luft und neuen Idealismus ins Strandcafé, Geflüchtete schaffen zusammen

mit Aktivist*innen von Grethergelände und *zusammen leben e.V.* einen Raum, wo alle willkommen sind.

»Wir möchten mit dem solidarischen Preisprinzip die Frage aufwerfen, wem die Stadt gehört und ob sich in Zukunft nur noch Gutverdienende ein Leben in Freiburg leisten können. Diese und andere politische und soziale Fragen, haben die '68er, unter anderem auch meine Eltern, umtrieben. Heute müssen wir gemeinsam neue Antworten finden.« sagt Jan Friedrich Kurth, der bei *zusammen leben* für Kunst und Kultur verantwortlich ist. Im »Strandy« finden Konzerte, Lesungen und Filme statt.

Über der Theke mit leckerem internationalem Mittagstisch aus biologischen Zutaten stehen auf der Tafel Informationen über Armut in Deutschland, die einige Menschen von Café-Besuchen ausschließt. Aus Leonoras Heimatstadt Lissabon stammt die Idee von flexiblen Preisen, aus Napoli die, ein Essen für Ärmere zu spenden.

Auch Ahmad Katta, Wirtschaftswissenschaftler aus Aleppo, arbeitet ehrenamtlich hier. »Ich bin erst seit zweieinhalb Jahren hier, brauche Kontakte. Am Montag freue ich mich schon darauf, dass ich am Dienstag im Strandcafé bediene und tausche WhatsApps mit Freunden aus meiner Schicht. Aleppo ist eine 3-Millionen-Stadt, viele Hochhäuser – in Freiburg dagegen gibt es mehr Fläche – für die 230 000, die hier leben.« Wahrscheinlich meint er: Mehr Strand?

■ **Das Strandcafé auf dem Grethergelände, Adlerstraße 12:** ■ »zusammen kaffee« Di bis Do 11–21 Uhr (Mittagstisch ab 12 Uhr) ■ Gretherfreunde-Café: Fr 11–18 Uhr + Sa 12–17 Uhr ■ Donnerstags Kneipe ab 21 Uhr. ■ Damit sich »zusammen kaffee« perspektivisch selbst trägt, braucht es Unterstützung. Alle sind herzlich eingeladen teilzunehmen. ► www.strandcafe.blogspot.eu



Das Strandcafé auf dem Grethergelände Geboten wird an drei Tagen ein abwechslungsreicher Mittagstisch. Foto: Fabrizio Galuppi



Die größte Kraft ist deine Phantasie Foto: kwasibanane

Vauban: Visionen über dem Pflaster

Von Olena Lytvynenko

Als ich vor drei Monaten spontan gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könnte, vorübergehend die Quartiersarbeit im Stadtteil Vauban zu übernehmen, sagte ich sofort zu: So neugierig war ich auf diesen Stadtteil! Erst danach fiel mir auf, wie viele Freunde und Bekannte von mir eigentlich im Vauban wohnen. Trotz der Behauptung eines Stadtführers, es seien keine Migrant*innen im Vauban zu finden, ist ihr Anteil hier mit etwa 22 Prozent ähnlich hoch wie in den anderen Stadtteilen. Viele sind Künstler, Journalisten, Tänzer – Kreative eben, nach und nach sind auch drei Flüchtlingsheime in der Nähe entstanden. Trotzdem gilt Vauban als *ausländerarm* und *typisch Deutsch* – was auch immer damit gemeint ist.

Ich selbst bin vor fünf Jahren in Landwasser gelandet. Ich hatte damals gar keine Wahl – eine ausländische Familie mit zwei Kindern hatte so gut wie keine Chance in Freiburg eine Wohnung zu finden. Seitdem fühle ich mich ziemlich ambivalent im Stadtteil. Einerseits durfte ich dort

viele wertvolle Erfahrungen – beruflich und privat – sammeln, die mein Weltbild prägten. Andererseits vermisste ich hier etwas Wesentliches, was ich sehr diffus unter dem Begriff *Vision* erfassen könnte.

Dagegen sprudelt das Quartier Vauban vor Visionen. Deswegen kommen Exkursionen hier gerne vorbei. Der Stadtteilverein verfasste sogar ein deutsch-französisches und ein englisch-japanisches Info-Heft. Freiburger Migrant*innen, die in anderen Stadtteilen wohnen, besuchen das Quartier Vauban jedoch kaum. Warum eigentlich?

Ich lernte das Vauban noch in meiner Studienzeit über meine damalige Tanzlehrerin kennen – wir probten im Gemeinschaftsraum der *Genova* – einer der vielen Wohngemeinschaften. Die besondere Atmosphäre war sofort wahrzunehmen: Es war ein bisschen wie auf einem anderen Planeten hier, eine Mischung aus bunt und eigensinnig. Als ich zum ersten Mal in der *Diva* gewesen war, beeindruckte mich sehr, dass es hier Räume für Ateliers und gemeinschaftliche Aktivitäten gibt. Noch mehr erstaunte mich zu erfahren, dass Menschen sich selbst diese Räume erobern konnten! Wie bitte?

Abenteuerspielplatz, Gemeinschaftsgarten, Reparaturcafé, autofreies Wohnen ... Wie gemeinsamer Lebensraum aussehen soll, konnten und durften Menschen selten derart mit- und selbstgestalten wie im Vauban. Funktioniert nicht so eine richtige Demokratie, die viele von uns Migrant*innen in unseren Heimatländern niemals kannten?

Wenn Joseph Beuys noch leben würde, hätte er sehr wahrscheinlich das Quartier Vauban als Lebensort ausgesucht. Schließlich ist dieser kleine Freiburger Stadtteil eine ziemlich gelungene Annäherung an die von ihm formulierte Theorie der *Sozialen Plastik*, die besagt: Jeder Mensch kann durch kreatives Handeln zum Wohl der Gemeinschaft beitragen und dadurch formend auf die Gesellschaft einwirken. Ein ganzes Quartier als ein lebendiges Kunstwerk?

Ob Menschen sich an diesem Prozess beteiligen oder nicht hängt sicher von vielen unterschiedlichen Bedingungen ab. Doch zu sehen, dass es überhaupt möglich ist, bringt schon viel. Jetzt ist mir endlich bewusst geworden, was ich in Landwasser vermisste.

■ **Tipp:** Café für ALLE, mittwochs 16–18 Uhr, Vaubanallee 11. ► **Info:** www.quartiersarbeit-vauban.de



Kreativ für Frieden in Europa

Schon 2015 wurde entschieden das Denkmal an nahezu historischer Stelle wieder aufzubauen. Diskutiert wurde damals vielleicht nicht so intensiv wie heute, wo das Kind in den Brunnen gefallen ist. Das Denkmalamt und der überwiegend konservative Teil der Bürgerschaft hält die schützende Hand darüber. Doch: Immer noch ist eine Intervention in Form einer ergänzenden Installation möglich, damit ein Kontrapunkt zum Siegesdenkmal entsteht und eine tatsächliche Umwidmung gelingen kann. Die Stadt sollte nicht nur vom »Europaplatz« reden, sondern für ein friedlich agierendes Europa werben und dafür öffentliche Kunst mitinitiiieren oder zumindest mitfinanzieren. Für mehr sozialen Frieden in Europa, weniger Nationalismus und Ausgrenzung. Die »Initiative Platzname« wird bald Aktionen machen, verbunden mit der Forderung nach einem Kunstwettbewerb. Zum Jahreswechsel wird ein Weihnachtsbaum die Sicht auf das Denkmal vom Bertoldsbrunnen verdecken. Ziel ist etwas Vergleichbares für das gesamte Jahr. Bastian Gabel, »Initiative Platzname« ■ Fotos: Bastian Gabel (o), kwasibanane (u) ► ini.platzname@web.de

»Soziale Plastik« Selbstbestimmtes Wohnen ist im Vauban noch bedingt möglich. Foto: kwasibanane



Bunt und eigen Den eigenen Gärten möchten auch im Vauban viele nicht teilen. Foto: kwasibanane



Öffentlicher Raum in Asien Uchi und Soto

Von Denise Nashiba

Das deutsche Konzept *Öffentlicher Raum* in einen asiatischen Kontext zu stellen ist gar nicht so einfach, vor allem weil sich selbst ein Bio-Deutscher fragt, was ein *öffentlicher Raum* eigentlich ist.

Bei meiner Suche nach einer geeigneten Definition wandte ich erst einmal auf dem einfachsten Weg: Wenn es einer weiß, dann Papa-Duden. Fehlzanzeige. Erste Ergebnisse: Aufklärungshalle und Lesehalle. Nicht gerade das, wonach ich suche. Architektur? Laut Fachartikeln sind sich Städteplaner nicht ganz einig, wie ein *öffentlicher Raum* genau definiert wird. Soziologen? Plötzlich kommen Begriffe wie »*allgemeiner Konsens*« ins Spiel. Viel zu kompliziert.

Ein guter Journalist soll jedoch direkt an die Quelle gehen. Meine japanischen Arbeitskollegen mussten schon für so manche Recherche herhalten, aber schon die Frage stellt sich dieses Mal als kompliziert heraus. Wie erklärt man etwas in einer Fremdsprache, wenn man die Übersetzung nicht kennt, geschweige denn eine gute Definition? Nach mehreren Minuten Rätselraten fallen Worte wie *Parkanlagen* und *Ämter*. Dann sagt mein Chef: »*Du meinst »Draußen?« (jap. »Soto«). Also wie »Drinnen« und »Draußen« (»Uchi« und »Soto« – Trennung von Öffentlichem und Privatem)?« Das könnte die nächstbeste Erklärung sein. Meine Frage, was für ihn der größte Unterschied ist, beantwortet er: »*Nach draußen darf man nicht zeigen was innen ist. Man hält sich dort an Regeln, weil sonst die Gesellschaft nicht funktioniert. Menschen, die innen nach draußen bringen, lösen ein Unbehagen (Iwakan) in anderen aus. Das ist wie die Jogginghose auf Berliner Straßen. Aber ein bestimmter Ort ist das nicht, jeder kann mal Uchi mal Soto sein.*« Jetzt wurde mit auch der Begriff *allgemeiner Konsens* etwas klarer. Vielleicht ist auch der deutsche *Öffentliche Raum* so etwas wie *Soto*, einfach nur das Gegenstück zu privat? Eine moralische Trennung, die eine ganze Gesellschaft betrifft? Mein Chef ergänzt, nachdem er mein nachdenkliches Gesicht sieht: »*Wenn Personen auf der Straße komisch von der Seite angesehen werden, z.B. laut redende Touristen, weil sie nicht harmonisch ins Bild passen, weil es Soto ist. Oder wenn man bei Freunden Zuhause in Unterwäsche herum läuft oder laut vor seinen Eltern über Beischlaf spricht, kann es peinlich werden. Beides ist eigentlich privat, aber passiert in diesen Fällen doch draußen, wenn man aber in Unterwäsche vor seiner Frau läuft, macht es ihr nichts aus, deshalb ist diese Situation Uchi.*«*

Öffentlicher Raum also als ambivalentes Schamgrenzen-Konstrukt zwischen Menschen? Wenn man vermehrt die Frauen sieht, die morgens in den Straßenbahnen Freiburgs ihr Make-Up richten, dann könnte man das so meinen. Da wird der *öffentliche Nahverkehr* zum verlängerten Arm des Badezimmers – und trotzdem fühlen sich manche Umstehenden gestört, manche auch nicht. Alles kann also gleichzeitig öffentlich, aber auch privat sein.

Öffentlicher Raum

Man kann nicht über den *öffentlichen Raum* nachdenken, ohne sich auch über den *privaten Raum* Gedanken zu machen, weil einer ohne den anderen nicht existiert. Aber es gibt Orte und Momente, wo diese beiden Räume sich vermischen. Oder besser gesagt: Wo der Ort der Vertrautheit über seine Grenzen hinausgeht und sich Räume verschafft, die ihm sonst nicht gehören.

Kinder, die auf Straßen mit zusammengeknüllten T-Shirts am Boden die Grenzen für ihre Tore markieren und Fußball spielen. Eine

alte Dame, die an einem sonnigen Nachmittag vor ihrer Haustür sitzt und Erbsen schält. Alte Herren, die in einem Park Karten spielen und sich ärgern, weil die Mitspieler ihre Winke nicht verstanden haben. Kleine Gassen, die durch Wäsche, die von einem Fenster zum anderen an Leinen zum Trocknen hängt, wunderschön bunt werden.

Sind dies nicht romantische und vertraute Bilder? In Italien ohne Zweifel. Schließlich genügt es, mindestens einmal im Leben ein kleines Dorf dort zu besuchen, um einen dieser Schnappschüsse des täglichen Sommerlebens zu finden.

Diese Bilder (und das sind nur einige wenige Beispiele dafür) sind ein Teil der Tradition der Gemeinschaft, die an diesen Orten lebt;

Verwobene Räume Verwischte Grenzen

Von Laura Biolchini

und sie haben sich im Laufe der Zeit in Symbole ihrer Kultur und ihrer Werte verwandelt. Diese öffentlichen Räume haben bewegliche Grenzen und werden gewissermaßen zu einer *Verlängerung* der privaten Räume von jeder einzelnen Person, die nur ideell diese Räume besetzt. Die Straßen, die Viertel, die Parks, die ihre Häuser umschließen,

sind Orte, die diese Menschen bis zur Perfektion beherrschen. Orte in denen sie sich sicher und frei fühlen. In diesen öffentlichen Räumen weicht die erwartete Formalität der Regeln der Informalität der Gewohnheiten. Die Straße vor ihrer Haustür ist für die alte Dame ein Stück ihres eigenen Zuhauses, wo sie sich in die Gesellschaft eingliedert fühlt, zu der sie gehört.

Schade, dass diese poetischen Bilder mehr zu einer idyllischen Vergangenheit als zu einer realistischen Zukunft zu gehören scheinen. Tja, denn während Kinder früher auf den Straßen frei kickten, ist heutzutage das Spielen im Freien zunehmend eingeschränkt. Und das nicht etwa, weil Kinder sich nicht mehr wünschen frei zu spielen, sondern um den Frieden und die Ruhe der Nachbarschaft zu schützen. Und noch dazu, Touristen aufgepasst: Wenn ihr die Wäsche, die da draußen hängt, fotografieren möchtet, dann sollte es möglichst bald geschehen, weil das in italienischen Städten immer häufiger verboten wird!

Richtig oder falsch, das möchte ich hier nicht beurteilen, aber wahr ist, dass die Nutzung des öffentlichen Raumes den Wandel der Gesellschaft und ihre Werte spiegelt. Die gemeinschaftlichen Orte, die früher Gefäße besonderer menschlicher Erfahrungen waren, haben heute diesen Auftrag verloren und sind etwas leerer geworden.



Bella Sicilia. Herren, die auf der Straße Karten spielen; Gassen, in denen Wäsche von einem Fenster zum anderen zum Trocknen hängt – wunderschön bunt. Foto: kwasibanane

Am 30. Juni feiert Freiburg interkulturelle Vielfalt Ein farbenfrohes Fest für alle

Von Alexander Sancho-Rauschel

Unter dem Titel *Stattfest* wird erstmals ein Bürgerfest auf dem Platz der alten Synagoge die interkulturelle Bandbreite Freiburgs ins Zentrum stellen. »*Die Idee dahinter ist, an einem zentralen Ort in der Stadt ein lebendiges Fest zu veranstalten, das die vorhandene interkulturelle Vielfalt zeigt und zu einem Ort der Begegnung wird, um sich zu informieren und auszutauschen*«, verriet Clemantine Herzog und Sophia Fiedler vom städtischen Kulturamt der *InZeitung*. Veranstaltet wird das Fest vom Kulturamt, dem Amt für Migration und Integration sowie dem Verein *Südwind* und dem städtischen MigrantInnenbeirat. In Kooperation mit *spielplan4* und dem *Jazzhaus Freiburg* sowie mit weit über 20 migrantischen Vereinen und interkulturellen Initiativen, stellen sie derzeit das vielseitige Programm auf die Beine.

Das Zentrum des Festes ist eine große Live-Bühne. Tagsüber zeigen hier viele unterschiedliche Gruppen und Initiativen ein abwechslungsreiches Kulturprogramm, am Abend treten dann drei international renommierte Künstler*innen bzw. Bands auf: Die ivorische Sängerin Dobet Gnahoré, die bereits mit ei-

nem Grammy für die beste urban/alternative Performance ausgezeichnet wurde und den BBC World Music Award gewann, außerdem die argentinische, in Frankreich lebende Sängerin Natalia Doco, deren Album *El buen Gualicho* der Deutschlandfunk als modernes und doch spirituelles Weltmusik-Album mit ungewöhnlichen Arrangements und psychedelisch-jazziger Note lobte. Richtig einheizen werden sicherlich die *Haiducken* aus Freiburg mit ihrem temporeichen, zwischen durch aber auch mal verträumten Klezmersound.

Darüber hinaus werden sich zahlreiche Migrantengruppen, Vereine und Initiativen auf dem Fest mit ihrer Arbeit und mit Projekten vorstellen und an einem Infostand Gelegenheit zum Kennenlernen bieten. Wer sich engagieren möchte, oder einfach nur Gespräch und Austausch sucht, wird hier sicher interessante Begegnungen haben. Internationale Spezialitäten, Mitmachaktionen und ein Kinderprogramm runden als weitere Farbtupfer das erste *Stattfest* ab. Bei Erfolg könnte das Pilotprojekt zukünftig alle zwei Jahre stattfinden.

■ **Stattfest:** Samstag, 30. Juni 2018, 14 – 23 Uhr, Eintritt frei, Platz der alten Synagoge
► www.freiburg.de/stattfest



Wir feiern Vielfalt
Foto: kwasibanane

REFUGEES
Schokolade Kartoffel Walnuss
Paradies Romanze
Ingwer Kiosk Tacheles Tee
WELCOME

Wörter mit
Migrationshintergrund

Der Schmetterling

Vom Topfen-Klauden
bis Töpfe-Schmieden

Von Ketevan Bakhia

Die Luft war rein. Nur ein Schmetterling flog hin und her und sprach: Schau mich an, mein Name ist auch kein rein deutscher.

Fremddeutsch, fremddeutsch – halte es von verschiedenen Seiten wider. Manche Buchstaben versteckten sich hinter den Bergen, hinter den Bäumen, hinter den Wäldern. Siehe da, die Wörter schwebten. Dann erzählte mir der Schmetterling seine Geschichte:

Er kam aus dem Osten geflogen. Dort beschuldigten die Menschen ihn Hexer zu sein, der den Topfen* aus den Töpfen klaute. Hinter der Grenze nahm man die Poesie der slawischen Völker sehr wörtlich und gab dem bunten Schuppenflügler den Namen *Molkendieb*: *Smetana* ist *Milchrahm* auf Tschechisch, und so wurde der Falter zum *Schmetterling*.

»*Kommt das Wort »schmettern« auch von deinem Namen?*«, fragte ich. – Der Schmetterling schien beleidigt zu sein. »*Schmettern wir etwa mit den Flügeln?*«, fragte er zurück.

Ich wollte ihn auf andere Gedanken bringen: »*Smetana kenne ich. Ich nenne den Rahm auch so, obwohl ich aus Georgien komme...*«

Der Schmetterling erzählte verträumt weiter. »*Ich flog weiter nach Westen über das kalte Meer, ließ es ganz schön aufwirbeln, und als ich auf dem Festland ankam, wurde ich zur »Butterfliege«. Der Name ist gar nicht so schlecht, dachte ich. Meine angebliche Hexenvergangenheit schien hinter mir geblieben zu sein. Doch ich irrte mich. Die Menschen lassen nicht so einfach ihre Märchenwelten los. So erklärte mich ein Buchschreiber zum Angehörigen des Feen-Volkes, das Töpfe aus Blech repariert und irgendetwas mit Glöckchen heißt.*« – »*Meinst du etwa Tinker Bell?*«

»*Als ich zurück Richtung Osten flog, in ein nördliches Land, verwandelte mich ein anderer Schreiber in einen Prinzen, der ein Mädchen namens »Däumling« heiratete. Sie bekam tatsächlich noch winzige Flügel am Ende der Geschichte.*«

»*Weißt du, dass du in Slawenländern einen anderen Namen trägst?*« setzte ich ein, »*Und in meiner Muttersprache nennen wir dich »pepela.«* Da summt der Schmetterling das georgische *Pepela*-Lied und setzte sich auf meinen Zopf.

Klingklang, Klingklang.

* Topfen: österreichisch Quark

InTipps

Freiburg inklusiv – von Anfang an! Der Aktionstag Inklusion bietet eine bunte Bühne für alle Akteure rund um Inklusion in Freiburg: Verbände, Vereine, Initiativen und die Stadt Freiburg präsentieren, was Inklusion für sie bedeutet. Es erwarten Sie Infostände, eine Podiumsdiskussion, ein buntes kulturelles Rahmenprogramm mit Bands, Tanz- und Theatergruppen und vielfältigen Aktionen. ■ Sa 5. Mai 11:00 – 18:00, Platz der Alten Synagoge ■ www.inklusionskalender.de

Süße Welt. In Zeiten von Rechtspopulismus, Grenzpolitik, Rassismus und Armut wird die Welt sicher oft anders als süß wahrgenommen. Gerade deswegen wollen wir etwas entgegen halten. Es sollen süße Nachrichten verbreitet werden und das Süße auch im wahren Sinne des Wortes genossen werden. Für Musikalische Begleitung und Kinderbetreuung ist gesorgt. ■ **Anmeldung und Infos:** www.kulturforum-freiburg.de/suesse-welt ■ Sa 23. Juni, Glashaus Rieselfeld ■ Kulturforum in Zusammenarbeit mit KIOSK.

AGRIKULTURFESTIVAL Das Festival für regionale, ökologische Landwirtschaft und Ernährung. Livemusik, Theater, Kunstinstallationen, Vorträge, Workshops, Fahrradkino, Kinderprogramm, Bauern- und Infomarkt, tolles Essen und Trinken ■ 20. – 22. Juli 2018, Eschholzpark Freiburg ■ www.agrikulturfestival.de ■ Eintritt frei, Spende erwünscht

Sicher in Finistan. Ein Stück des Interkulturellen Theaters Freiburg von Geflüchteten, Migrant*innen und Einheimischen. Es handelt von dem todsicheren fantastischen Land »Finistan«. Dort ist alles fest unter Kontrolle. Die vielfältigen eigenen Erfahrungen der Teilnehmer*innen mit Diktatur werden zu einer Geschichte verwoben, in der zwei Menschen, die Finistan einst entkommen konnten, nun dorthin zwangsrückgeführt werden. ■ Sa 21. Juli 2018 20:00, Rathausinnenhof ■ Eintritt 7/5€uro, für Geflüchtete kostenlos

Biografiegespräche zwischen Menschen deutscher und ausländischer Herkunft. Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte erzählen einander ihr Leben. ■ Interessierte können sich an Yvonne Eckenbach vom Amt für Migration und Integration wenden: 61 201 6334, yvonne.eckenbach@stadt.freiburg.de. ■ Fr 8. Juli 14:00 – Sa 9. Juli 2018 20:00 und Sa 15. September 9:00 – So 16. September 16:00 ■ **Studienhaus Wiesneck, Wiesneckstraße 6, Buchenbach** ■ Die Teilnahme ist kostenlos



Von Murat Küçük

Schon seit 2015 sammeln **Turbo Pascal** und **Element 3** Freiburger Erinnerungen und Geschichten vom **Kommen, Gehen und Bleiben**. Ein Archiv für die Zukunft, das im Rahmen eines Theaterprojektes mit dem **Theater Freiburg** entstand.

Turbo Pascal ist ein Berliner Theaterkollektiv, **Element 3** ein Verein in Freiburg, der kulturelle partizipative Projekte zu gesellschaftlich relevanten Themen entwickelt. Eines davon ist eben Migration. Bei diesem Projekt geht es darum, wie Stadtgeschichte als lebendige Migrationsgeschichte erzählt werden kann. Dafür haben sie zusammen einen Wagen aus Holz durch den Stadtteil Littenweiler geschoben, an verschiedenen Zwischenstationen Leute interviewt und ihre persönlichen Geschichten gesammelt.

Die Reise endete irgendwann vor dem Flüchtlingsheim in der Hammer-schmiedstraße.

Dort wurden die Geschichten von ungefähr 30 Beteiligten weiter erzählt. Nicht die eigene, sondern die von jemand anderem. »Damit die Schubladen in den Köpfen ein bisschen durcheinander gewirbelt werden«, sagt Kathrin Feldhaus von **Turbo Pascal/Element 3**. »Ein Syrer erzählt zum Beispiel eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Oder eine Deutsche eine Fluchtgeschichte eines Nigerianers. Als »Datenträger« sind sie für die »gespeicherte Geschichte« eines anderen verantwortlich.«

Eine heterogene Stadtgesellschaft sollte das Publikum dabei ganz nah erleben. »Es war sehr lebendig«, sagt Feldhaus. »Und respektvoll. Es wurde

◀ **Landeshauptstadt des Landes Baden** war Freiburg im Breisgau von 1945 bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg am 25. April 1952. Das Land Baden hatte sogar eigene Briefmarken, wie dieses Beispiel von 1948 mit Abbildung des Freiburger Münsters zeigt. Foto: kwasibanane, Briefmarke aus Privatsammlung meines Onkels

Erinnerungen für morgen

Die Ausstellung »Freiburg sammelt«

viel erzählt, viel zugehört und auch gelacht – das Projekt soll unterschiedliche Blickwinkel auf das

Thema ermöglichen und damit ein Gegenentwurf zu dem aktuell meist problembehaftet verwendeten Migrationsbegriff sein.«

Jetzt hat das Projekt ein Dach über dem Kopf. Das **Museum für Stadtgeschichte** hat die Beteiligten eingeladen, um ihr Archiv zu präsentieren und weiterzuentwickeln. Bis September sind sie am Münsterplatz stationiert. Der Wagen steht im Innenhof des Museums und das Projekt geht weiter. Die Geschichten sind ein wichtiger Teil der Ausstellung **Freiburg sammelt**. Wer die Ausstellung besucht, kann auch mit einer eigenen Geschichte am Projekt teilnehmen.

Und was sammelt Freiburg noch? Erinnerungen vor allem. Auch große Ereignisse, die eine Stadt zusammenhält oder ihr eine kollektive Identität gibt. Gleichzeitig lebt eine Stadt von persönlichen Erinnerungen und Sie können Ihre eigenen mit anderen teilen. Sie können sogar, wenn Sie wol-

len, ein geliebtes Objekt von sich abgeben. Man muss natürlich zuerst erklären, warum dieses Objekt im Museum bewahrt werden soll. Danach gibt es einen Sammlungs-Check-Termin. Und wenn Sie die Museumsmitarbeitenden überzeugen, kommen die Gegenstände ins Museum und sind damit ein Teil der Stadtgeschichte. Wie Erich Wickersheims Briefsammlung oder Wolfgang Hullers Sammlung von damals weltberühmten Fotokameras der **Futura Kamerawerk Freiburg GmbH**.

Das Ausstellungsprogramm ist vielfältig. Verschiedene Führungen, Familiennachmittage und eine Schreibwettbewerb mit geheimnisvollen Freiburger Geschichten gehören dazu. Und am 3. Juni erwartet Sie eine Abschlussperformance des **Archivs für Geschichten vom Kommen, Gehen und Bleiben** mit der Musik des **Heim und Flucht Orchesters**.

■ Die Ausstellung dauert bis 16. September: Museum für Stadtgeschichte, Wentzingerhaus, Münsterplatz 30. Di–So, 10–17 Uhr. Termine, um die eigene Geschichte zu erzählen: Samstag 28. 4., 5. 5., 19. 5., 26. 5., Sonntag 13. 5., jeweils 12–16 Uhr, Führungen und Interviews auf Arabisch oder Persisch nach Anmeldung unter museumpaedagogik@stadt.freiburg.de

▼ #freiburgsammelt. Blick in die Ausstellung Foto: Bernhard Strauss



Sprache und Bewegung und Humor



Kathinka Marcks bei den Weltgeschichtentagen Foto: Fabrizio Galuppi

Von Kathinka Marcks

Ich bin ziemlich deutsch, aber wenn ich gefragt werde, dann fühle ich mich gar nicht so deutsch-deutsch. Ich erzähle dann gern, dass meine Mutter aus dem weit entfernten Saarland kommt und deswegen so komisch spricht – das hat zumindest im hochdeutschen Hannover, wo ich aufgewachsen bin, immer ein großes Staunen bei meinen Schulfreunden hervorgerufen. Meine Mutter sieht auch aus wie eine Griechin oder Spanierin, ganz dunkel, wilde Locken, klein, muskulös. Eine Tänzerin. Dann erzähle ich noch, dass ich auf einem Perserteppich am Altwarmbüchener See geboren bin. Meine Oma taufte mich dann gleich und gab mir mit, was wichtig für die Seele ist: Kuchen, Torten, Strickpullis, deutsche Küche. Meine andere Großmutter, die »Nicht-Oma«, bereiste die ganze Welt, segelte und konnte griechisch sprechen und schreiben. Von ihr lernte ich Bildung und Anstand: Knigge, Kunst und Künstler, Griechische Mythologie, wie man sich bei Beduinen in der Wüste verhält, wie es im Krieg war, ...

Und trotzdem fragte ich mich sehr lange: Was ist Heimat? Was ist denn deutsche Kultur? Keine Ahnung. Brot und Kuchen und Torten? Alles weitere was meine Seele erfüllte, kam aus anderen Ländern. Ich tanzte Capoeira aus Brasilien, machte Ausdruckstanz aus Holland, mein Vater trommelte auf Djembes.

Ich musste erst nach La Réunion reisen um zu verstehen was Heimat ist. Auf der kleinen französisch-kreolischen Insel lernte ich die Geschichten zu all den kleinen Orten kennen und so fing ich an, die Orte zu lieben, ihre Seele zu kennen. Und plötzlich fühlte ich mich wie zu Hause ... Das ist Heimat! Wenn ich mich mit dem Land, der Erde, verbunden fühle.

Diese fantastische Entdeckung bewegte mich dann dazu selbst Erzählerin zu werden. Dafür ging ich nach England an die **International School of Storytelling**.

Beim Festival Weltgeschichtentage geht es auch darum, die Menschen zum einen mit den Orten wieder zu verbinden und auch mit den anderen Menschen und Kulturen. Sie tauchen in die Welten der Läden ein und begegnen den Menschen, die mit Leidenschaft etwas verkaufen, was sie selbst lieben.

Es begeistert mich, Menschen in ihrer Welt zu erleben. So kann ein Migrant, der in seiner Sprache erzählt, noch viel besser übermitteln, wie seine Kultur ist. Es ist in der Sprache, in der Bewegung des Körpers, in dem andersartigen Humor ... Um das zu zeigen – ohne Frustration – kann man zweisprachig erzählen: Auf Deutsch und in der Heimatsprache. Es nicht wie übersetzen, sondern es geht ganz fließend. Ich liebe diesen Zugang, den Geschichten uns zu anderen Kulturen verschaffen können, auf einmal verstehen wir, dass wir alle Menschen sind.

Die Erzähler, die ich für das Festival ausgewählt habe, sind alle professionell oder aus Erzählkursen in Freiburg, wo auch Menschen mit Flüchtlingshintergrund erzählen lernen. Man braucht nicht viele Worte und auch keine perfekte Grammatik, um eine Geschichte zu erzählen.

Erzählen ist eine Kunst und es ist eine Kunst sich authentisch zu präsentieren, denn das berührt.

► www.weltgeschichtentage-freiburg.de

»Iko da ara iko ra«

Von Ketevan Bakhia

Die Kinder rufen oft noch im Juli **Babuschka** (Oma) oder **De-duschka** (Opa), wenn ich die Klassen betrete. Obwohl ich das russische Märchen über Mascha und ihre Großeltern in der Regel schon im Oktober erzählt habe.

Wir sind mehrere kleinere Teams von Erzählern von **Erzählen Zuhören Weitererzählen**, die einmal in der Woche in den ersten Klassen verschiedener Schulen Geschichten hören und erzählen.

»Ich heiße Frau Ketevan.« – »Wie? Kete was?«

»Der Name kommt aus Georgien, hat jemand in euer Klasse auch einen ausländischen Namen?« – »Ich, ich, ich« ... rufen die Kinder.

»Habt ihr bemerkt, dass ich Deutsch mit

Akzent rede?« –

»Ja«, entgegen die Kinder laut und fröhlich.

DE
DUSCH
KA

Die Lehrerinnen und Lehrer, die in der

Stunde auch im Halbkreis sitzen, überläuft ab und zu ein Schimmer von Unsicherheit. Ist es nicht komisch, dass eine nicht akzentfreie Person die deutsche Sprache in ihrer Handhabung fördert? Beim offiziellen Gast der Stunde darf jedoch manches an ausgefallenen Merkmalen zu Gunsten des Hauptziels sich als nützlich erweisen: Man kann nie genügend Werkzeuge in der Tasche haben, um die Klasse ins Nacherzählen zu manövrieren. Nicht selten hilft sogar der ungeschliffene Sprachfluss. Kinder sprechen auch nicht perfekt. Passage für Passage, Wort für Wort, manche stoppen, manche locken, wird das Märchen der vergangenen Woche wieder zum

GRÖß
PAPA

Leben erweckt – die erste Mission der Fremden.

Dann kommt die Zweite: das Erzählen. Seit letztem Jahr erzähle ich auch Tandem-Russisch. Dies ist eine Methode, worauf nicht nur ihre Begründerin Nikola Hübsch, sondern auch die Schulkollegen und die uns, den Erzählenden, viel Freude bereitet: Zwei von uns stehen »auf der Bühne« und wechseln sich im Vortragen ab. Auf Deutsch und einer anderen Sprache: Dieses Jahr sind Arabisch, Türkisch, Spanisch, Romanes und Russisch unterwegs.

Wenn ich die Kinder mit russischem Hintergrund nicht gleich am Anfang identifiziere, dann spätestens, wenn sie sich im Laufe der Inszenierung immer mehr auf ihren Sitzen strecken. Allmählich beginnen ihre Augen zu glitzern. Manchmal flüstern die Kinder hinterher oder rufen stolz: »Ich habe alles verstanden.«

Gestern war da ein Junge, der erst seit ein paar Wochen in Deutschland lebt und ziemlich abwesend wirkte. Als wir beim Milchfluss mit Hafer-Schleim-Ufer im Märchen anlangten – ich auf Russisch und meine Kollegin auf Deutsch –, merkte ich, wie der Junge seine Ohren weit öffnete und seinen Mund schloss. Als ob der Klang der Wörter ihn weckte. Der Junge habe vietnamesische Eltern und lebte in Tschechien, sagte die Lehrerin, deshalb versteht er ein bisschen eine andere slawische Sprache.

»Seine Mutter heißt auch Ketevan«, sagte eine andere Lehrerin über einen sehr deutsch aussehenden Jungen. Der schaute traurig, als ich trotzdem nicht in der Sprache seiner Mutter erzählte. »Iko da ara iko ra«, so werde ich auf Georgisch anfangen, wenn ich das nächste Mal komme und meine georgischen Märchen aus dem Märchensack auspake. Die Mission hat viele Facetten.

■ Das Projekt »Erzählen Zuhören Weitererzählen« wurde von der Schauspielerin und Märchenerzählerin Nikola Hübsch entwickelt, von der Schulbehörde Freiburg genehmigt und ist seit 2011 ein Angebot der Schulprojekt Werkstatt Freiburg.





▲ Es sind fantastische Figuren, aber ich will sie so darstellen, als ob es sie gäbe. Fotos: Michael Karthäuser

Páls Welt

Mythisch und realistisch in der ehemaligen Arbeitersiedlung

Von Viktoria Balon

Zwischen Betonklötzen versteckt sich ein Eingang, wie eine Tür in Alice's Wonderland: Ein Brückchen führt über einen Bach in einen Garten mit Obstbäumen, wo uns gleich ein kleiner lachender Drache seine lange Zunge zeigt. Der Hausherr trifft uns in der Tür, ein Feuer brennt in einem alten Ofen an diesem kühlen Frühjahrs-Tag, Tee und Sliwowitz stehen auf dem Tisch. Das Wohnzimmer ist auch der Vorraum einer Galerie, wo wir dieselben präziösen Skulpturen erblicken, die wir gerade beim Vorbeigehen an einem großen rostigen Bürohaus im Foyer gesehen haben. Drei Kopien wurden dorthin von Pál Mathias verkauft, als Geste der guten Nachbarschaft – erklärt er. Durch die weiblichen Formen seiner drei Grazien sollte die sterile Architektur von hier bis zum Bahnhof etwas aufgelockert werden, meint er.

»Man steigt aus dem Zug in Green City, wie sie sich verlogen rühmt und schaut sich um: Alles ist zubetoniert, quadratisch, fantasielos. Wo ist man hier gelandet? In alle Richtungen nur widerliche hässliche Häuser!« Sein Haus ist eines der wenigen Erhaltenen der 100-jährigen Arbeitersiedlung Freiau. 1975 wurde mehr als die Hälfte der Fertighäuser dort vernichtet. Die Freiau, inzwischen ein eingetragenes Kulturdenkmal, wäre dem Autobahn-

zubringer und der gedankenlosen Urbanisierung gänzlich geopfert worden, wäre sie nicht immer wieder seit den 1970er Jahre bis heute hart umkämpft worden, auch von Pál und seinen Nachbarn. 2005 eröffnete er die Galerie in der Freiau mit einer ständigen Ausstellung seiner Skulpturen und wechselnden Ausstellungen weiterer Künstler. »Es gibt in Freiburg viele Räume für Kultur, sie werden aber nicht genehmigt,« – Pál schafft also selber einen aus seinem Elternhaus, – »Ich lebe hier sehr bescheiden, habe alles so belassen wie es war.« Die benachbarten Malteser haben ihm schon angeboten das Grundstück für ihre Garage zu kaufen. Pál befürchtet, wenn er nicht mehr lebt, gibt es keinen Platz mehr für das Grüne und Kunst.

Wir sehen durchs Fenster auf einen Cross-River-Gorilla im Hof, ein vom Aussterben bedrohtes Tier. Pál hat 15 solche Figuren für den Freiburger Tierschutzverein AWP gemacht, die zu Gunsten der Gorillas versteigert werden. Die perfekt geformten Figuren sehen jedoch nicht ganz realistisch aus. Pál zählt sich zur Wiener Schule des Phantastischen Realismus. »Ich mag ihr Handwerk, das aus dem Jugendstil entstanden ist. Mein Großvater hat als Schreiner in Wien seine Gesellenjahre gemacht und Jugendstil-Möbel gebaut. Dadurch bleibe ich bei meinen Wurzeln.«



Geboren ist er 1947 als Sohn einer elsässischen Mutter und eines ungarischen Vaters im jugoslawischen Zrenjanin mit seiner vom Vielvölkerstaat geerbten Vielfalt. Pál ging in die ungarische Schule, Serbisch war die offizielle Sprache. Als die Familie 1959 nach Deutschland übersiedelte, war das für den 12-jährigen Pál schrecklich. Die Flüchtlingslager waren nicht besser als die Heutigen, man lebte in Baracken hinter Stacheldraht Pál musste ins Internat, weil sein Deutsch nicht ausreichte. »Dort gab es Prügelstrafen, sadistische Lehrer, die uns ständig als dreckige Ausländer beschimpft haben.« Nach den Ferien weigerte er sich zurückzukehren. 1960 kauften seine Eltern dieses Haus, zum Glück durfte er dann eine Freiburger Schule besuchen.

Pál studierte an der Kunstgewerbeschule in Berlin, arbeitete als Bühnenbildner in Berliner und Freiburger Theatern, versuchte sich in verschiedenen Kunstrichtungen und Epochen. »Mit mythischen Personen kann man sich identifizieren. Wer von mir etwas kauft und in die Wohnung stellt, muss einen Bezug dazu haben, und ich muss als Bildhauer Geld verdienen,« sagt Pál, dessen Bronzeskulpturen bei einigen Firmen in Freiburg stehen, z.B. ein Brunnen bei der Firma Taifun. Bei den Ausstellungen, die hier stattfinden, begegnet

man bekannten und nicht bekannten Künstlern. Beim letzten Mal waren es 14 Künstler aus Polen, Tschechien, Italien, aus den Niederlanden, Kolumbien und aus der Mongolei. Einige von ihnen lebten als Gäste im Haus. Das Publikum ist genauso vielfältig, auch von Alter und Bezug zur Kunst. Pál will Menschen in die Galerie einladen, die sagen können, ob es ihnen gefällt oder nicht. »Denn man verarscht sich selbst, wenn man vor einer leeren Leinwand steht und sich nicht traut zu sagen: ›Was für ein Mist! Für so viel Geld!‹ aus Angst dass andere denken, er hätte keine Ahnung.«

Für ihn soll ein Bild nach Farbe riechen und Skulpturen müssen anzufassen sein, nicht digital. »Was aus dem Marktwert meiner Statuen in zehn Jahren wird, interessiert mich nicht. Das schönste Kompliment für mich ist: ›Ich verstehe nichts davon, aber es berührt mich irgendwie.«

Irgendwie berührt es jeden, ob man mit dieser Kunstrichtung etwas anfangen kann oder nicht: diese zerbrechliche Oase, die Gastfreundlichkeit, die Gespräche und Diskussionen über Kunst und die Welt, wie damals ... wie immer.

■ **Galerie in der Freiau**, Freiaustraße 62, 0761 77707. Die Besichtigung der Galerie ist nach Vereinbarung auch außerhalb der Ausstellungen möglich.
► www.palmathias.de



▲ Im Garten vom Hostel Victoria. Den Papayabaum hat Emil Günnel gepflanzt
[▲] FEFWIFUT Wiwili Jinetega. Trainiert von Emil Fotos: Victoria Moncada

Offen, draußen, nachbarschaftlich

Emil Günnel, ein Freiburger Nicaraguaner

Von Carmen Luna

Etwa vierzig Jahre hat Emil Günnel Physik, Naturwissenschaft und Sport in Müllheim und am Wentzinger Gymnasium in Freiburg unterrichtet. Heute ist er pensioniert und führt ein aktives Leben in Wiwili, einer kleinen Stadt im Norden Nicaraguas. »Der Ausgangspunkt war die Städtefreundschaft zwischen Wiwili und Freiburg, und dass ich vorhatte, 2003 ein Sabbatjahr zu nehmen. Ich bin erst mal aus Neugier nach Nicaragua gereist. Die Projekte haben mir gefallen und seitdem besuche ich Nicaragua jedes Jahr.« Und wie das Leben so spielt traf er dort Victoria Moncada. »Dann habe ich meine jetzige Frau kennen gelernt, die damals in Wiwili bei Frauenprojekten mitgearbeitet hat.«

Emil verbrachte zwei weitere Sabbatjahre und pendelte viel zwischen Freiburg und Nicaragua. »Dann haben wir entschieden, dass ich nach Nicaragua ziehe, anstatt sie nach Deutschland. Nicht nur wegen der kalten Winter, sondern auch weil man dort ein offenes Leben führt, mehr draußen ist, mehr Kontakt mit den Nachbarn hat ... Außerdem ist es hier nicht so einfach, eine Arbeit für Victoria zu finden und eine Aufenthaltsgenehmigung für sie zu bekommen.«

Dauerhaft lebt Emil seit vier Jahren dort. Doch etwa einmal im Jahr kommt er nach Freiburg. Warum immer im Winter, frage ich ihn. »Ich bin ein be-

geisterter Wintersportler und manchmal bekomme ich das Bedürfnis, Ski zu fahren.« Bei diesen Gelegenheiten besucht er seine Familie und nutzt auch die Möglichkeit, eine Münsterwurst, einen Heringssalat, eine Brezel und ein gutes deutsches Brot zu genießen.

Wie sieht das Leben in Wiwili aus? »Man muss wissen, dass der Großteil der Leute dort arm ist; sie arbeiten in Zonas Francas, als Kleinbauern oder Tagelöhner. Wiwili ist eine ländliche Gemeinde, wo fast jeder jeden kennt. Man kennt mich, weil ich schon seit fünfzehn Jahren dorthin komme und verschiedene Projekte begleite. Meine Frau betreibt zwei kleine Hotels. Dadurch sind wir in ganz Wiwili bekannt. Wenn ich auf der Straße laufe, grüßen mich viele Leute und ich muss oft überlegen, wie sie heißen.«

Eine wichtige Beschäftigung für ihn ist der Fußballverein FEFWIFUT Wiwili Jinetega. »Vor etwa vier Jahren hat mich der Verein gefragt, ob ich beim Training helfen könnte. Das Niveau hat sich seitdem verbessert. Nach einhalb Jahren ist die Mannschaft in die 2. Liga aufgestiegen. Das kann man nicht mit Deutschland vergleichen. Hier verdienen Profis Geld, dort müssen die Spieler sogar die Ausrüstung selber kaufen. Ein Problem ist, dass ich die Mannschaft nicht regelmäßig trainieren

kann, weil viele Spieler tagsüber arbeiten müssen – als Kaffeepflücker, auf dem Bau oder in an-

deren Tätigkeiten. Hier in Deutschland versuche ich, Spenden, Trikots und Bälle für die Mannschaft aufzutreiben.«

Trainierst du auch Jugendliche? »Ja, um Nachwuchs zu bekommen, aber es hat auch eine soziale Komponente ... um den Jugendlichen eine Beschäftigung zu geben, und damit sie was zusammen machen und nicht jeder allein vor sich hintrödelt.«

Emil unterstützt auch ein Kinder- und Frauenhaus-Projekt, das seine Frau leitet. »Die Idee kam von mehreren Frauen, die einen Verein gründeten. Ich kümmere mich um finanzielle Unterstützung, z.B. durch die deutsche Botschaft, und stelle Kontakte her. Manchmal mache ich auch kleine Reparaturen im Haus.«

Gibt es Dinge, mit denen du Schwierigkeiten hast? »Ja, z.B. die Unpünktlichkeit. Dort gilt ›die akademische Stunde‹. Schwierig finde ich auch, dass die Leute dort wenig Initiative haben.« Und der Frauenverein und Victoria? »Ja, klar, nicht alle.«

Erzählst du uns ein kleines Abenteuer? »Einmal bin ich um zehn Uhr abends irgendwo mit dem Auto liegen geblieben und es gab kein Handynet. Es gibt keinen Pannendienst, der kommt und hilft. Nach einhalb Stunden hörte ich ein Auto kommen. Es war der Krankenwagen auf seiner Rückfahrt. Er hat mich nach Wiwili gebracht und zwei Tage später haben

wir mein Auto abgeschleppt. Man braucht viel Geduld. Man bleibt im Schlamm stecken ... Manchmal denkt man, na ja, das lässt sich gerade nicht lösen. Mal schauen, wie es morgen weiter geht. Der Umgang mit Zeit ist total anders als in Europa. Zeit spielt keine so große Rolle. Wenn allerdings die Leute mit dem Bus fahren möchten, dann kommen sie meist pünktlich zur Haltestelle. Aber wenn sie irgendwo unterwegs einsteigen möchten, dann stellen sie sich irgendwo an den Straßenrand und warten. Außer den Expressbussen nehmen alle Busse jeden überall mit, samt einem Sack Mais oder sonstigem Gepäck. Es kann vorkommen, dass er alle 100 Meter hält.«

Du sagst, das Leben dort sei einfach und angenehm. »Was erstaunlich ist: Trotz der bescheidenen Lebensverhältnisse, in denen die Mehrheit lebt, sind die Menschen fröhlich und feiern gerne. Wenn man z. B. ein Kinderzimmer mit einem deutschen vergleicht, das in der Regel mit Spielzeugen vollgestopft ist – so ein Überfluss! Dann sieht man den großen Unterschied, und mit welcher bescheidenen Dingen die Menschen in Wiwili aufwachsen und leben! Sie sind in der Lage, sich mit einfachen Sachen zu beschäftigen und trotzdem sind die Leute zufrieden.«

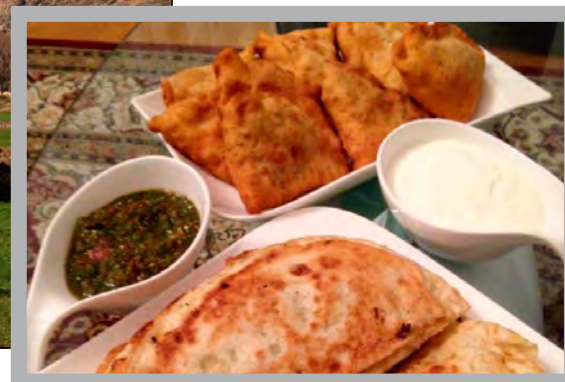
Was hat dir Wiwili gegeben? »In erster Linie bin ich glücklich verheiratet und ansonsten habe ich jetzt die Chance gehabt, eine ganz andere Kultur kennenzulernen – nicht nur oberflächlich, sondern auch hinter den Kulissen – das ist für mich eine Bereicherung.«





◀ **Durchgangsland.** Seit Jahrtausenden sind immer andere Völker durch das heutige Afghanistan gezogen und haben die Küche beeinflusst. Foto: pixabay.com

▼ **Nicht nur Bulani,** sondern die gesamte afghanische Küche mit ihren Gewürzen und ihrer Zubereitung ist weltweit beliebt. Foto: Shamim Mirzei



Schon wieder Bulani

Als Fingerfood oder zum Fest dürfen sie in Afghanistan nicht fehlen

Von Shamim Mirzei

Kaum mache ich die Aufzugtür auf, kann ich schon riechen, was es zum Mittagessen gibt: *Bulani!* Oh Mann, nicht schon wieder Bulani! Obwohl Bulani ein traditionelles Essen ist – ein Lieblingsessen nicht nur in Afghanistan, sondern auch in Europa, USA, Australien und anderen Ländern –, mag ich diese Art von Teigtaschen nicht. Obwohl ich in Afghanistan geboren bin und bei uns Zuhause sehr oft afghanisch gekocht wird, bevorzuge ich nicht nationales, sondern internationales Essen. Vielleicht habe ich eine Geschmacksstörung oder es liegt daran, dass ich hier aufgewachsen bin. Aber es geht hier nicht um mich allein und Ihr wollt sicher auch international kochen!

Nicht nur Bulani, sondern die gesamte afghanische Küche mit ihren Gewürzen und ihrer Zubereitungsart ist weltweit beliebt. Wenn man sich die Lage Afghanistans anschaut, kann man erkennen, dass dieses Land ein Durchgangsland war

und ist. Deshalb gab es hier Einflüsse von Nachbarn, vor allem aus Ländern, mit denen Afghanistan Handel betrieb. Türkei, Indien sowie Persien gehören dazu. Es gibt auch Unterschiede zwischen den Küchen der verschiedenen ethnischen Gruppen in Afghanistan: der Paschtunen, Hazaren und Tajiken.

Was ist eigentlich Bulani?

Bulani ist eine Art Teigtasche, die aussieht wie ein Halbmond. Gefüllt wird sie meistens mit Kartoffeln, Lauch, Spinat oder Hackfleisch. Im Herbst füllen Frauen die Bulani mit Kürbis. In Afghanistan gibt es zwei Möglichkeiten Bulani zu kochen: die Zubereitung in der *Tandoor* (Steinofen) oder in der Pfanne mit Öl frittiert. Serviert wird mit Chutney, einer afghanischen scharf-grünen Soße oder mit Joghurt. Tandoor ist ein Tonofen, der auf einer konstanten Temperatur von 200 Grad Celsius gehalten wird. Im Tandoor-Ofen wird das typisch afghanische Naan-Brot oder Bulani, an die Seitenwand gedrückt, kurz gebacken und dann frisch

serviert. Auch Schaschlik-Spieße werden hier so gegrillt.

Zubereitet wird das ganze auf dem Boden. Natürlich haben auch wir in Afghanistan Tische und Stühle sowie Besteck, jedoch traditionell ist es auf dem Boden zu essen, vor allem bei Familienfesten. Hierzu breitet man ein Tischtuch aus, stellt das Geschirr darauf und isst mit der rechten Hand. Chai (grüner oder schwarzer Tee mit Zucker) darf bei Bulani nicht fehlen. Er bringt den Geschmack des Bulani noch mehr hervor.

Das gemeinsame Essen mit der Familie ist bei uns Afghanen sehr wichtig. Ebenso lieben wir Afghanen es Gäste zu bewirten und unser Essen zu teilen, selbst wenn man selber nur wenig hat. Egal, ob Familie oder Nachbarn, Freunde oder Feind, bei uns Afghanen ist jeder Gast ein besonderer Gast.

In Afghanistan wird Bulani meistens während der Fastenzeit zum Fastenbrechen gegessen, als *Appetizer*. Für die armen Straßenverkäufer, die diese Teigtaschen während der Zeit des Ramadan verkaufen, ist das ein gutes Geschäft. Bulani ist das beliebteste Fingerfood in Afghanistan.

■ Unsere Autorin Shamim Mirzei betreibt zusammen mit Frauen aus verschiedenen Ländern »Safran Catering«. Auch Bulani wird geliefert.
► 0152 07096444

Rezept für fünf Personen

● **Teig:** 400 g Mehl, 175 g Wasser, 1 TL Salz, 1 TL Pflanzenöl ● **Füllung:** 2 mittelgroße Kartoffeln, 2 TL Pflanzenöl, 6–8 Frühlingszwiebeln, ½ Tasse Koriander, 1 TL Salz, 1 TL schwarzer Pfeffer (frisch gemahlen) ● **Joghurtdip:** 250 g Naturjoghurt, 1 Knoblauchzehe, 1 TL getrockneter Dill, ½ TL Salz, ¼ TL Koriander

● **Teig:** Das Mehl in eine große Schüssel geben. Wasser, Salz und Pflanzenöl hinzufügen und kneten. Falls nötig 1 TL Wasser

hinzufügen, solange bis der Teig weich wird. Den Teig für 1–2 Minuten weiter kneten. Den Teig mit einem Tuch abdecken und für eine Stunde ruhen lassen. In der Zeit kann man die Füllung und den Dip vorbereiten. ● **Füllung:** Die Kartoffeln schälen, vierteln und weich kochen das Pflanzenöl hinzufügen und stampfen, Salz, Pfeffer, Koriander und Frühlingszwiebeln hinzufügen und gut vermischen. ● **Joghurtdip:** Naturjoghurt in eine Schüssel geben. Knoblauch schälen und zerdrücken. Dill, Salz und den gemahlene Pfeffer hinzufügen und verrühren. ● **Bulani zubereiten:** Den Teig in 6

gleich große Portionen teilen. Die Arbeitsfläche mit Mehl bestreuen und eine Portion Teig rund ausrollen (Durchmesser ca. 20 cm). Ein Paar große Löffel der Füllung auf eine Seite des Teiges legen und verteilen. Circa 1 cm Rand lassen. Die nicht belegte Seite über die Füllung legen und die Ränder fest andrücken. Die Bulani in Pflanzenöl (ca. 5 cm) für 2–3 Minuten auf jeder Seite anbraten. Ein Teller mit Küchenrolle auslegen und die fertigen Bulani zum Abtropfen drauflegen. Mit dem Joghurt warm servieren. ● **Tip:** Man kann die Bulani auch im Backofen machen: bei 220° für 8–10 Minuten.

Tschutti-Heftli Klebst Du schon?

Von Alexander Sancho-Rauschel

Angesichts einer fragwürdigen Vergabepraxis der FIFA für die Austragungsorte und der gadenlosen Kommerzialisierung des Weltfußballs wurde es höchste Zeit, auch im Sticker-Klebekosmos etwas zu tun. Ein Verein im Luzern hat ein alternatives Fußballbilder-Sammelalbum »Tschutti-Heftli« (Schwyzerdütsch) produziert. Auf Logos und FIFA-Lizenzen wurde verzichtet, und damit auch auf Spielerfotos. Aber 32 junge Künstler*innen haben jeweils eine Mannschaft übernommen und die Spieler... gezeichnet! Nach einem Wettbewerb mit Einreichungen aus 60 Ländern wählte eine internationale Jury, der auch Nadeschda Tolokonnikowa (russische Aktivistin, Mitglied von Pussy-Riot) und der Karikaturist Christoph Härringer (Badische Zeitung) angehören, die Illustrator*innen aus. Heraus kamen kleine Kunstwerke in völlig verschiedenen Stilrichtungen. Von jeder verkauften Tüte geht ein Teil an antirassistische und entwicklungspolitische NGOs. »Die Grundidee ist es, Kunst und Kultur speziell im Fußballumfeld zu fördern und ein Zeichen gegen die extreme Kommerzialisierung zu setzen. Denn Fußball ist nicht nur Business, sondern auch Leidenschaft und Herzblut,« sagt Vereinsmitglied und Koordinator Silvan Glanzmann.

► www.tschutti.de



Foto: Alexander Sancho-Rauschel